VIII. Jahrg. Januar—Februar 1934 Nr. 1/2

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Das Kleinkind

Siegfried Bernfeld . . . . . Die psychoanalytische Psychologie des Kleinkindes

Anna Freud . . . . Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt aus

Gertrud Behn-Eschenburg . Die Erziehung des Kleinkind-Erziehers

Hilde Fischer u. Lili Peller . Eingewöhnungsschwierigkeiten im Kindergarten

Editha Sterba . . . . Aus der Analyse eines Zweijährigen

Berichte

Preis dieses Heftes Mark 2·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Basel, Angensteinerstraße 16

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Straußweg 31

Hans Zulliger
Ittigen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Wilhelm Hoffer, Wien, I., Dorotheergasse 7

6 Doppelhefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Preis des Doppelheftes: M. 2·— (schw. Frk. 2·50, österr. S 3·40)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 13·50*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr. 12·50*

Bei Adressenänderungen bitten wir, freundlich auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderhefte: **„Lern- und Denkstörungen", „Jugendliche Verwahrlosung und Kriminalität", „Pubertätsprobleme".**

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VIII. JAHRGANG 1934

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VIII. JAHRGANG

1934

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG, WIEN I.

DRUCK: EMIL M. ENGEL, WIEN

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-
ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VIII. Jahrg. Jänner—Februar 1934 Heft 1/2

DAS KLEINKIND, SEINE PSYCHOLOGIE UND ERZIEHUNG VOM PSYCHOANALYTISCHEN STANDPUNKT

Die folgenden drei Beiträge sind Niederschriften von Vorträgen, die von Vertretern der Psychoanalyse am Kongreß für Kleinkinderziehung 1932 gehalten wurden. In ihnen kommen die grundsätzlichen Anschauungen der Psychoanalyse über das Kleinkind zur Darstellung; so sind sie besonders geeignet, dem Anfänger eine erste Orientierung, dem Vorgeschrittenen eine übersichtliche Zusammenfassung zu bieten und das Verständnis für die Praxis der analytischen Kleinkinderziehung und die therapeutische Kleinkindanalyse anzubahnen.

Die psychoanalytische Psychologie des Kleinkindes

Von Siegfried Bernfeld, Wien

Ehe ich versuche, kurz die Grundauffassungen, die die Psychoanalyse sich über die Entwicklung des Kleinkindes gebildet hat, darzustellen, muß ich zunächst einige Worte über die Eigentümlichkeiten der Freudschen Anschauungen überhaupt sagen. Dies umso mehr, als über „Psychoanalyse" Zutreffendes und Unzutreffendes gesagt wurde und Allgemeingut geworden ist. Man darf ja ohne Übertreibung sagen: Es gibt heute überhaupt keinen pädagogischen und keinen psychologischen Gedanken, der nicht von dem Freudschen Werk beeinflußt wäre, so daß ein gut Teil jener Freudschen Gedanken und Einsichten, die überhaupt einer unmittelbaren Anwendung fähig sind, unter anderem Namen, in anderen Schulen, in anderen Denkzusammenhängen bereits bekannt und geläufig geworden sind. Die Freudsche Psychoanalyse wäre durch drei Momente charakte-

risierbar. Sie ließen sich zwar zusammenfassen in dem einen Satz: Die Psychoanalyse ist eine wissenschaftliche Betrachtung des Seelenlebens. Aber es bedürfte einer ganzen Reihe von Erklärungen, wenn wir uns mit diesem einen Schlagwort begnügen sollten. Ich muß daher das Wort „wissenschaftlich" in drei verschiedene Gedanken zerlegen.

Die Psychoanalyse ist wertfrei. Damit ich nicht mißverstanden werde: Die Psychoanalyse betrachtet die Erscheinungen, die sie wissenschaftlich zu erforschen hat, wertfrei. Natürlich hat der einzelne Psychoanalytiker nicht eine zynische oder eine normenfreie Auffassung von der Welt und von den Dingen; es erscheint ihm durchaus nicht alles erlaubt, was ist. Keineswegs. In der psychoanalytischen wissenschaftlichen Betrachtung aber sehen wir uns — wie übrigens alle Wissenschaft, vor allem alle Naturwissenschaft — die Dinge so an, als hätten sie keinen Wert, als wären sie weder gut noch böse, so als handelte es sich um bloße Naturvorgänge, nicht um Handlungen, die in einem gesellschaftlichen Ganzen ablaufen und daher eine Bewertung als erlaubt oder unerlaubt erfahren.

Diese unsere Betrachtungsweise allein ist schon von hoher Bedeutung für die Pädagogik. Freud und seine Schule sind nämlich die ersten, die pädagogische Tatsachen wertfrei angesehen haben — und die daher pädagogische Vorgänge überhaupt in ihrem ganzen inneren Zusammenhang zu sehen bekommen haben! Denn wer es sonst mit Kindern zu tun hat, hat unausgesetzt, bei jeder winzigsten Regung des Kindes, bewußt oder unbewußt, die Beurteilung des kindlichen Verhaltens bereit; meistens in dem Sinne, daß auch beim Kind „nicht sein kann, was nicht sein darf". Erscheint beim Kleinkind irgendeine Regung, die den Erziehern aus guten oder schlechten Gründen als Unart, als verabscheuungswürdig oder häßlich erscheint, dann wird sie sofort unterdrückt oder bekämpft — manchmal mit Recht, manchmal mit Unrecht, je nachdem. Daher — und das ist entscheidend — bekommt man einen vollen Ablauf schlimmer, abscheulicher, häßlicher Regungen im Kinde nie und nirgends in der pädagogischen Welt zu sehen, es sei denn bei den extremsten Ausnahmefällen, die aber wieder so aufregend und beunruhigend für die Erzieher und für die Umwelt sind, daß eine ruhige wissenschaftliche Betrachtung dieser Fälle nur sehr selten möglich wird. Erst durch die psychoanalytische Therapie bekommen wir „böse" Regungen des Kindes zu Gesicht, so wie sie wirklich sind, obwohl sie eigentlich nicht sein dürften. Es liegt dies an den Eigentümlichkeiten der psychoanalytischen Methode. Vor allem die Tatsache ist wichtig, daß wir, um einen erwachsenen, neurotisch erkrankten Menschen psychoanalytisch zu heilen, seine ganze Kindheitsperiode erinnernd wieder heraufholen müssen, und zwar nicht nur

den Teil seiner Kindheit, den er schlicht vergessen hat, sondern auch den Teil der Kindheit, der verdrängt wurde, das heißt der nur im Ansatz in der Kindheit vorhanden war und durch die Erziehung im Keime erstickt wurde. Dadurch erfahren wir über die Entwicklungsvorgänge und auch über die Beeinflussungsvorgänge, also über die pädagogischen Prozesse, Entscheidendes. Der Psychoanalytiker gewinnt durch die Eigentümlichkeiten der Therapie, die er an Erwachsenen ausübt, von der Kindheit einen völlig neuen Eindruck, weil er beim erwachsenen Patienten den Erscheinungen der Kindheit wertfrei gegenüberstehen darf, ja weil er gelernt hat, daß er ihnen wertfrei gegenüberstehen muß, daß auch den bösen, den häßlichen, den verbotenen Regungen innerhalb des therapeutischen Prozesses beim Erwachsenen ein Stück Raum zur Entfaltung gewährt werden muß. Bei der Beobachtung dieser Regungen lernen wir sie zum erstenmal richtig kennen.

Der zweite Gesichtspunkt, der die Psychoanalyse von den anderen psychologischen Schulen unterscheidet, gehört ihr nicht so ganz ausschließlich an; auch andere psychologische Schulen kennen ihn. Er ist aber nur in der Psychoanalyse konsequent entwickelt: die genetische Betrachtung aller Erscheinungen.

Die Psychoanalyse kennt fast keine anderen Begriffe als genetische! Wir beschreiben die Erscheinungen niemals nach dem Gesichtspunkt, wie sie „sind", wir beschreiben sie nicht nach ihren Eigentümlichkeiten im gegenwärtigen Moment, sondern für uns wird eine Erscheinung erst faßbar, wenn wir erzählen können, wie sie geworden ist. Dies ist von höchster Bedeutung für das Verständnis der Psychoanalyse und ihrer Funktion im Ganzen der psychologischen und pädagogischen Auffassungen. Um etwa den Begriff der Onanie als Beispiel zu nehmen: Onanie ist für jeden Nichtpsychoanalytiker ein ganz bestimmter Zustand, ein bestimmtes Tun des Kindes. Wenn etwa ein Kind mit seiner Hand sein Genitale berührt und dabei Lust erlebt, dann spricht man von Onanie. Wir Psychoanalytiker sind aber imstande, ein Kind, das brav und fleißig seine Geographieaufgaben macht, mit der Behauptung „anzuklagen", es vollziehe einen onanistischen Akt. Natürlich wäre das keine präzise Ausdrucksweise, es wäre sogar recht oberflächlich formuliert. Aber wir sind zu dieser Redeweise in gewissem Sinn berechtigt, wenn wir erweisen können, daß die bestimmte Art und Weise, in der das Kind hier stillsitzend sich einer Geographieaufgabe widmet, entstanden ist aus ehemaligen echten Onaniehandlungen und -Phantasien und aus deren Veränderung, Bekämpfung, Unterdrückung, Sublimierung usw. Sie finden allüberall in der psychoanalytischen Begriffsbildung und Denkweise, daß wir die jeweils vorhandenen Unterschiede des Verhaltens der Kinder (und auch der Erwach-

senen) gering schätzen gegenüber den Gemeinsamkeiten ihrer Entstehung. Dieses Geringschätzen ist natürlich nicht wertend gemeint, sondern: in der wissenschaftlichen Betrachtung erscheint es uns vielfach, ja beinahe immer, sehr viel wichtiger festzustellen, daß diese zwei so verschiedenen Dinge, wie zum Beispiel das ehemalige Onanieren des Kindes im engen Sinne des Wortes und sein jetziges Geographiephantasieren und Geographieaufgabe-Bewältigen in einer bestimmten Weise miteinander zusammenhängen, nämlich genetisch. Es erscheint uns oft wichtiger festzustellen, daß diese beiden Dinge gemeinsamen Ursprung haben und daher miteinander verwandt sind, als die sorgfältige Trennung der beiden Erscheinungen und die Betonung ihrer Unterschiede statt ihres gemeinsamen Ursprunges. Das ist nun ganz gewiß keine Skurilität der Psychoanalyse, sondern das gliedert sie in die wissenschaftliche Begriffsbildung überhaupt ein.

Gerade für die Bewältigung der wissenschaftlichen Aufgaben, die die Pädagogik des Kleinkindes bietet, ist die genetische Betrachtung von enormer Bedeutung. Es ist ja ganz falsch, zu sagen: das Kind *ist* so und so, sondern jedes Kind, das wir vor uns haben, „*wird*", es ist im Durchgangsstadium von dem, was es früher war, zu dem, was es später sein wird. Wir haben es nicht mit *Zuständen* zu tun, die wir jeden für sich zu beschreiben hätten, sondern mit *Prozessen*, die vor unseren Augen ablaufen und deren Entwicklung (Genese), deren gegenseitige Verwandtschaft uns interessiert. Wollen wir Prozesse beeinflussen, so müssen wir vor allem wissen, wie es zu ihrem gegenwärtigen Stadium gekommen ist. Drei brave Kinder nebeneinander auf der einen Seite und drei schlimme, störrische, rebellische Kinder auf der anderen Seite, sind nicht zwei Gruppen, sondern sind möglicherweise sechs verschiedene Gruppen; denn aus sehr verschiedenen Anfängen kann sich das im Augenblick gleichartige oder fast gleichartige Bild des braven oder des störrischen Kindes entwickeln. Will ich etwas über die Zukunft des Kindes erfahren, soll ich mir ein Urteil darüber bilden, wie sich sein gegenwärtiger Zustand mit Hilfe meiner Maßnahmen in der nächsten Zeit entwickeln *wird*, dann muß ich genau wissen, wie der gegenwärtige Zustand des Kindes zustande gekommen ist.

Was die Psychoanalyse drittens — damit komme ich auch schon in die inhaltlichen Einsichten der Psychoanalyse — von anderen Psychologien unterscheidet, ist eigentlich auch jeder wissenschaftlichen Betrachtung gemeinsam, wird aber, wenn es sich um das Seelenleben von Kindern handelt, als eine besonders auffällige Einstellung empfunden, und meistens abfällig beurteilt. Mit einem mißzuverstehenden Schlagwort könnte man sagen: die Psychoanalyse betrachtet die Entwicklung

der Kinder pessimistisch. Man hat die Psychoanalyse sehr oft so charakterisiert — und es ist etwas Richtiges daran, aber auch sehr viel Falsches —, und mir käme es darauf an, ganz kurz zu zeigen, daß es sich hiebei eigentlich um nichts anderes handelt, als um die Haltung, mit der jeder Wissenschafter seinem Objekt gegenübersteht. Wenn wir dem Schlagwort zustimmen möchten, das die Auffassungen der Psychoanalyse „pessimistisch“ nennt, so denken wir daran, daß die Psychoanalyse für jene weitverbreitete Überzeugung eine Erfahrungsbasis geschaffen hat, die man einfach so formulieren kann: es ist schrecklich schwer die Menschen zu behandeln und zu beeinflussen, und es ist nicht leichter, die kleinen und die kleinsten Kinder zu behandeln und zu beeinflussen. Unser „Pessimismus“ spricht nicht von „Unmöglichkeit“, er meint nur: „es ist sehr schwer“; aber das schon unterscheidet uns von vielen Pädagogen und vor allem, von der pädagogischen Ideologie. In Wirklichkeit weiß ja jeder Pädagoge, daß das Erziehen eine undankbare, schwierige, fragliche Sache ist, so unbedingt nötig es ist. Aber von diesem Gefühl, von dieser Einsicht jedes Einzelnen, macht die pädagogische Wissenschaft keinen genügenden Gebrauch; sie nimmt sie nicht ernst genug.

Man kann diesen Pessimismus, der der Psychoanalyse nachgesagt wird, auch positiv etwa so formulieren: Die Psychoanalyse lehrt uns Respekt vor der Tatsache der Entwicklung des Kindes. Es verläßt uns das Gefühl nicht, daß jede neurotische Entwicklung des Kindes und der gewohnte Vorgang, durch den aus einem Säugling ein erwachsener Mensch wird, durch Naturgewalten bewirkt wird. Wir lernen zwar immer mehr einzugreifen; aber, wie das eben zwischen Mensch und Natur so zu sein pflegt: die Mächtigeren bleiben die Naturgewalten!

Diese innere Haltung ist die Haltung der Wissenschaft gegenüber ihren Objekten überhaupt. Ob der Physiker, ob der Bakteriologe in Frage steht, er empfindet wie der Psychoanalytiker, daß er vor Naturgewalten steht, die wir zu erkennen und gelegentlich auch zu beeinflussen vermögen, die aber im Ganzen mächtiger sind als wir. Die Konsequenz, die sich für den Wissenschafter daraus ergibt, ist: Je mehr man über die Naturgewalten weiß, umso eher besteht eine Art Chance, die Beziehung zwischen den Menschen und den Naturgewalten zugunsten des Menschen zu korrigieren. Dieser Eindruck, daß wir es mit Naturgewalten zu tun haben, führt — ich erwähnte es schon — direkt zu den Einsichten, die den Inhalt der psychoanalytischen Wissenschaft ausmachen. Denn wenn wir in der Psychoanalyse von Sexual*trieben*, oder in den letzten Jahren so ausführlich von Aggressionstrieben sprechen, oder wenn wir das Kind als „Triebwesen“ auffassen, so ist das eigentlich zunächst nicht viel anders, als die For-

mulierung dieser Grundhaltung und Grundeinsicht. Denn was ist der Unterschied zu der üblichen Ausdrucksweise? Die übliche Ausdrucksweise lautet zum Beispiel, das Kind habe Unarten, das Kind habe Gewohnheiten, das Kind habe Begabungen. Wir aber meinen, ohne leugnen zu wollen, daß das Kind Gewohnheiten habe, gut oder schlecht begabt sei: das sagt uns zu wenig! Wir fühlen, daß wir etwas Neues verstanden haben, wenn wir behaupten: Das sind keine Gewohnheiten, Unarten oder Begabungen, sondern das sind Äußerungen von Trieben. Wir meinen und sagen damit zunächst tatsächlich nichts anderes, als: Wenn ihr die Eigentümlichkeiten des Kindes, Gewohnheiten und Unarten nennt, so lappalisiert ihr sie in üblicher pädagogischer Manier. Ihr tut dann so, als müßte man nur etwas Gescheites anwenden, und die Unart oder Gewohnheit würde schwinden. Ich leugne es nicht, es gibt offenbar wirklich solche Mittel. Man kann tatsächlich und mit sehr verschiedenen Methoden unartige Kinder artig, artige unartig machen. Das Fragwürdige an all diesen Mitteln ist nur: Einmal verfangen sie, ein andermal nicht; sie sind in keiner Weise zuverlässig! Und vor allem: Wir wissen nicht *wie* sie wirken, *warum* sie versagen. Bleiben wir bei den Worten unartig-artig, üble-gute Gewohnheit, und fragen wir uns: Wie geht das zu, daß eine Gewohnheit durch ein paar Hiebe — so sagen ja die einen —, durch freundliches Ansehen — so die anderen — oder etwa durch Ablenkung — so sagen die dritten — verschwindet? Will man das erklären, so bleibt gar nichts anderes übrig, als wieder eine neue Vokabel einzuführen: Das ist die Suggestion — das ist die Abhängigkeit —, das ist die Idealbildung oder sonst irgend etwas! Man kann aber den Prozeß, der sich hier abspielt, auf diese Weise nicht einheitlich verstehen. Dinge, die miteinander nächstverwandt sind, obwohl sie sehr verschiedenartig erscheinen, werden auseinandergerissen, als hätten sie nichts miteinander zu tun, wenn wir an diesen üblichen Worten und Begriffen festhalten.

Sprechen wir von Trieben, statt von Gewohnheiten usw., so haben wir nicht nur ein neues Wort eingeführt, sondern wir haben etwas ganz Bedeutsames, Inhaltliches damit aufgedeckt. Wir sagen nämlich erstens einmal: Das sind Naturgewalten, nicht so kleine Unarten, Gewohnheitchen, sondern echte Triebe, Naturtriebe, noch dazu die allermächtigsten, die es gibt! Hunger und Liebe hat man sie in einem früheren Stadium der Psychoanalyse und in der Zeit vor der Psychoanalyse genannt. Das sind wirklich große Kräfte, die wir Menschen noch kaum zu beeinflussen gelernt haben, sondern unter deren Einfluß wir stehen und die wir neu erforschen müssen, so, wie ganz fremde Naturvorgänge auf dem Mond oder auf dem Sirius, obwohl sie

mitten unter uns sind und in uns sich abspielen! Und wir sagen ferner durch die Einführung des Triebbegriffes: Diese Erscheinungen haben alle etwas miteinander gemeinsam; denn wenn wir die verschiedenartigsten Verhaltensweisen des Kindes in gleicher Weise als einem bestimmten Trieb zugehörig erkannt haben, dann haben wir sie vereinheitlicht, dann haben wir eine genetische Zurückführung, eine Erklärung gewonnen. Wir wissen auf einmal — zwar noch nicht, wie wir dem Kinde diese oder jener Unart abgewöhnen können — aber wir wissen wenigstens warum sie da ist.

Man hat die Psychoanalytiker schon in allen Tonarten deswegen kritisiert, weil sie mit ihrer sexualmonomanischen Art immer wieder alles als Sexualität hinstellen. Ob das Kind nun Nase bohrt oder ob das Kind am Daumen ludelt, immer heißt es: das ist nicht Unart, nicht Gewohnheit; das ist Sexualtrieb! Und was hat man von dem ewigen Einerlei des Sexualtriebs? pflegt man uns zuzurufen. Nun, fragen Sie einen nichtpsychoanalytischen Psychologen oder Pädagogen nach diesen Erscheinungen, da werden Sie etwa hören: Das Nasebohren ist eine Unart. Wie kommt es denn aber dazu? Es gibt doch Tausende und Zehntausende von Kindern, die das überhaupt nicht tun! Warum gerade dieses? Folge des schlechten Beispieles! Vielleicht läßt sich dies sogar nachweisen; meistens freilich nicht, denn schlechtes Beispiel haben alle Kinder, und es lassen sich unzweifelhaft Fälle aufweisen, in denen das schlechte Beispiel seit dem zweiten Lebensjahr bestand, das Nasebohren aber ganz genau im dritten Monat des vierten Lebensjahres aufgetreten ist! Das böse Beispiel bleibt bestehen, während die Unarten kommen und gehen! Oder man spricht von Verführung: Es ist immer dasselbe; was immer Sie nehmen: alle diese vermeintlichen und behaupteten Ursachen der Erscheinung sind bei näherer vorurteilsloser Prüfung ungenügend. Mal ist es die Verführung, mal ist es das böse, mal das gute Beispiel, mal kommt das Kind von selbst auf seine Unarten und Gewohnheiten usw. mehr. All das trifft ja da oder dort zu, aber es erklärt nichts; denn von einer Erklärung verlange ich doch, daß sie mir ein für allemal sagt, wie ein bestimmtes Verhalten notwendig entstehen muß.

Nun, darauf werden Sie antworten: Was weiß ich denn viel, wenn ich aus psychoanalytischen Schriften gelernt habe: das Nasebohren komme von der Sexualität oder sei eine Äußerung des Sexualtriebes? Nun, zunächst einmal — wie schon ausgeführt — weiß ich eins, das allerdings alle Pädagogen wissen; sie machen nur keinen Gebrauch von diesem Wissen. Ich weiß, es ist ein Trieb. Es ist also kein Spaß, sich mit diesem nasebohrenden Kind einzulassen — ich kann Glück haben, aber im allgemeinen werde ich mich zu einem richtigen Kampf rüsten

müssen, obwohl die Sache eine Lappalie ist, kostet sie, wie Sie wissen, soviel Nervenaufwand beim Erzieher und beim Kind, als wäre sie wirklich diesen Aufwand wert. Sie kostet nämlich soviel Aufwand, weil alle Triebbefriedigung von äußerster Zähigkeit ist. Darum sind diese kleinen und großen Unarten so schwer zu bekämpfen. Bringt man das Nasebohren weg, so beginnt das Ohrenbohren oder irgend eine andere Befriedigung desselben Triebes. Triebe haften zäh an einer einmal gefundenen Befriedigung. Man kann diese zwar ein wenig verschieben, biegen, korrigieren, der Triebcharakter bleibt aber auch bei all den so erzwungenen Ersatzbefriedigungen bestehen. Also einmal: Es ist gar nicht so, als hätte ich nichts an Erkenntnis gewonnen, wenn ich — mit Recht natürlich — sagen darf: das Nasebohren oder ähnliche Unarten sind Äußerungen des Sexualtriebes. Ich betone zunächst: Trieb, und ich weiß schon etwas über dieses Ding; ich weiß, mit wem ich es zu tun habe: mit einer wirklichen Naturgewalt, und da heißt es nun aufpassen. Ich weiß aber noch mehr; denn die Aussage lautet ja nicht bloß: daß sind Triebäußerungen, sondern sie lautet genauer: das sind Sexualtriebäußerungen. Damit wird wieder etwas ganz bestimmtes Inhaltliches ausgesagt. Der Sexualtrieb ist einer von den Trieben, oder eine der beiden Triebgruppen, die wir in der Psychoanalyse annehmen. Er ist nicht nur durch das Moment der Zähigkeit der Befriedigung gekennzeichnet — denn die haben ja alle Triebe miteinander gemein —, sondern der Sexualtrieb ist auch bezeichnet durch die spezifische Form der Befriedigung. Sexualtrieb nennen wir nämlich in der Psychoanalyse, in unserer genetischen Betrachtungsweise alles, was geworden ist aus einem sehr unscheinbaren Ursprung, aus einem sehr einfachen Anfang: nämlich aus der Lust, die das kleinste Kind an seinem eigenen Körper zu gewinnen vermag. Wir nennen alles, was daraus beim erwachsenen Menschen geworden ist, wie immer es aussehen mag, einheitlich Sexualtrieb, Äußerungen, Ausdrucksformen, Befriedigungen usw. des Sexualtriebs; je nachdem von welchen besonderen Erscheinungen wir sprechen. Zum Sexualtrieb gehört das alles, weil wir ja unsere Begriffe nicht nach dem gegenwärtigen Zustand der Erscheinung richten, sondern nach ihrer Entstehung. Die mannigfaltigsten Erscheinungen sind uns Sexualtriebäußerungen, wenn durch Erfahrung festgestellt ist, daß sie aus den primitiven und primären Befriedigungsformen der Körperlust des Säuglings entstanden sind. Ich kann das leider nicht im einzelnen schildern; die Psychoanalyse in ihrem ersten Entwicklungsabschnitt hat sich ausführlich damit befaßt zu prüfen, welche seelischen Erscheinungen beim Erwachsenen aus diesen Lusterlebnissen der frühesten Kindheit stammen.

Den Stammbaum dieser frühesten Körperlustsensationen beim neugeborenen Menschen, beim Säugling und alles dessen, was daraus bis in die Erwachsenheit wird, haben wir etwa in Freuds Buch „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" in einer, wohl im wesentlichen endgültigen Übersicht vor uns. Täglich bewährt sich diese Einsicht an neuem Material, daß eine ungeheure Fülle von Verhaltensweisen, von Wünschen, von Befriedigungsformen, von Befürchtungen und Hoffnungen, die für die Selbstbeobachtung, aber auch für den schlichten Beobachter mit Sexualität im engeren Sinne des Wortes gar nichts zu tun haben, sondern von ihr wesentlich unterschieden erscheinen: daß sie alle den gemeinsamen Ursprung in der primitiven, vom Neugeborenen mit auf die Welt gebrachten Fähigkeit, durch Reiben an der Hautoberfläche, besonders an bestimmten Oberflächenstellen, an bestimmten Zonen, Lust zu gewinnen haben.

Um analytisch etwas genauer zu sprechen: Was uns beim erwachsenen Menschen als Sexualtrieb im engsten Sinn des Wortes imponiert, was beim erwachsenen Menschen an mannigfachen sublimierten Interessen und Betätigungen verhanden ist, was ferner als neurotische Erkrankung beim erwachsenen Menschen und natürlich auch beim Kind und in der Pubertät erscheint, das ist alles genetisch verstehbar, als das Resultat der individuellen Entwicklungswege, den die sexuellen Regungen des ganz kleinen Kindes, unter der Einwirkung seiner Umwelt, genommen haben. Die sexuellen Bedürfnisse, die zunächst als Ludeln oder als Lusterlebnisse, die von der analen Zone herrühren, oder als Onanie im engeren Sinn des Wortes an der Genitalzone auftreten, diese sexuellen primären Regungen des Kindes, die ja von der erwachsenen Sexualität sehr weit abstehen, sie erfahren von Anfang an Widerstand bei der Umwelt. Es gilt für diese Regungen insbesondere, was für alles Verhalten des Kindes gilt: es wird schon im ersten Ansatz notwendigerweise von der erziehenden Umgebung des Kindes beurteilt, beeinflußt, bekämpft. Das individuelle Leben des Kindes ist, wenigstens soweit es sich um den Sexualtrieb und seine Äußerungen handelt, das Resultat der mitgebrachten, angeborenen Triebregungen, der am Körper selbst gegebenen Möglichkeiten, diese Triebregungen zu befriedigen, und des Kampfes der Umwelt gegen diese Befriedigung. Wenigstens wüßten wir heute nicht mit einiger Sicherheit zu sagen, ob und wie ein Kind ganz sich selbst überlassen, sich zu menschenähnlichen Befriedigungs- und Äußerungsformen entwickeln würde. Es ist das aber auch eine rein akademische Frage, die uns heute gewiß keine Sorgen machen muß. Das konkrete Kind, mit dem wir es zu tun haben, hat in allen seinen Äußerungen Züge des angeborenen, weit über die Menschheit zurückweisenden

Triebbestandes und der Befriedigungsformen, die die erziehende Umwelt im Laufe der Jahre angeboten und erzwungen hat.

Auf diesem Entwicklungsgang ist es — und das ist gerade für das Verständnis des Kleinkindes eine entscheidend wichtige Entdeckung der Psychoanalyse — insbesondere eine Etappe, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdient und die alle schon, mindestens aus der Zeitung, unter dem „bösen, dunklen Namen" — hat man einmal gesagt —, den ihr Freud gegeben hat, kennen: das ist die Zeit der Entstehung des Ödipus-Komplexes oder der Ödipus-Situation.

Ich muß dieses Kapitel kurz in die Erinnerung zurückrufen; denn von dem Verständnis des Ödipus-Komplexes geht nicht nur das theoretische Verständnis der weiteren Entwicklung des Kindes aus, sondern insbesondere das Verständnis der pädagogischen Prozesse, der Möglichkeiten der Beeinflussung des Kindes.

Unter Ödipus-Situation verstehen wir wieder — es ist das in der Literatur für und gegen die Psychoanalyse arg verwirrt worden —, etwas überaus Einfaches. Das heißt es wäre überaus einfach, wenn nicht die Wirkungen der Erziehung in jedem Einzelnen sich der Anerkennung dieser einfachen Tatsache widersetzten. Wir sagen — und das ist keine leere Behauptung, sondern empirisch an jedem einzelnen Kind nachweisbar, wenn man nur an die genetische Begriffsbildung denkt, mit der wir sprechen — wir sagen, zunächst einmal vom Standpunkt der „verbildeten" heutigen Menschen: sogar gegenüber Vater und Mutter entwickelt sich regelmäßig im Kind eine Reihe sexueller Bedürfnisse und Wünsche! Ich betone: sogar gegenüber Vater und Mutter, und, indem ich es so ausspreche, mache ich mir und anderen schon klar, daß dies doch offenkundig eine ganz verdrehte Formulierung ist. Denn wenn es Regungen im Kinde gibt, die man mit Recht, genetisch, sexuelle nennt, dann müssen sie sich doch selbstverständlich zu allererst auf Mutter und Vater oder andere Personen der unmittelbaren Umgebung richten! Wenn wir dies durch das Wörtchen „sogar" ausdrücken müssen, so geschieht dies mit Rücksicht auf die bei allen Menschen sehr tief eingewurzelte Überzeugung, die freilich mehr eine Forderung als eine Überzeugung ist: daß, wie ich heute schon mehrmals sagte, „nicht sein kann, was nicht sein darf". Da sexuelle Wünsche und Bedürfnisse, zwischen Eltern und Kindern als Inzest, als Blutschande strafgesetzlich geahndet werden und viel mehr noch: da sie gesellschaftlich auf das allerschärfste verurteilt werden; so sind sie durch Erziehung auf einem sehr langen Entwicklungsweg der Gesellschaft fast völlig aus dem Bewußtsein entschwunden und dem Gesichtskreis der überwiegenden Masse erwachsener kultivierter Menschen entzogen: Nur deshalb findet Freud erstaunten Unglau-

ben oder empörte Bekämpfung, weil er diese selbstverständliche Tatsache zur vollen theoretischen Anerkennung gebracht hat — denn um mehr als um Anerkennung einer selbstverständlichen Sache handelt es sich beim Ödipus-Komplex nicht!

Es ist das allerdings ziemlich viel. Freud hat die Tatsache der Ödipus-Situation nicht erstmalig gesehen. Jede Mutter kennt sie, jeder Vater, jede Kinderfrau, jedes Kind kennt sie, und es ließe sich bei einer entsprechend durchgeführten Analyse etwa der Geschichte der Pädagogik zeigen, wie gut die Pädagogen diese Tatsache kennen und wie sehr ein ganz gewaltiges Stück der pädagogischen Maschinerie und der pädagogischen Gedankengänge um diese Tatsache kreist. Freud hat ihr zu wissenschaftlicher Anerkennung verholfen; er läßt sie nicht mehr weg bei seinen Folgerungen. Er hat sie respektiert als eine Naturtatsache, mit der wir es beim Kind von heute immer und überall zu tun haben. Die Mutter ist überhaupt die erste Spenderin von Lust, die aus der Außenwelt kommt, und daher von Tatslust, Körperlust oder, wie wir in unserer merkwürdigen genetischen Sprache sagen, von Sexuallust. Diese Sexuallust, die beim Säugling etwa zu Ende des ersten Lebensmonates deutlich bemerkbar auftritt, ist freilich noch etwas anders, als die sexuelle Lust und die sexuellen Bedürfnisse des Erwachsenen; sie hat mit ihnen nur eine Komponente, eben die Körperlust, gemeinsam. Wir haben aber einsehen gelernt, wie sie sich im Laufe von drei bis vier Jahren teils spontaner, teils von den Einwirkungen der Umwelt geprägter Entwicklung, verändert, und zwar so verändert, daß das drei bis vierjährige Kind zwar noch immer nicht Erwachsenen-Sexualität und -Liebe hat, aber sich doch schon in einem Zustand befindet, der nicht mehr in der Körperlust, sondern auch schon in den Wünschen, Gedanken, Phantasien, ja sogar ein wenig in der sozialen Beurteilung von sich und den anderen, dem, was wir Erwachsenenliebe und -Sexualität nennen, näher gekommen ist. Der Gegenstand, dieser Frühblüte der Liebe des Menschen, oder der infantilen Sexualität, das Objekt dieser frühinfantilen Sexualitätsperiode ist regelmäßig die Mutter der Kinder. Der Konkurrent in der Liebe, der auch hier nicht fehlt, wie nirgends, ist regelmäßig der Vater. Zwischen Kind, Mutter und Vater spielt sich eine sehr verwickelte und wenn man keinen genetischen Gesichtspunkt einführt, völlig unverständliche Gefühlstragödie kompliziertester Art ab; wir nennen sie Ödipus-Situation.

Genetisch verstehen wir diesen Zustand als einen im Zusammenhang mit der Sexualtriebentwicklung innerhalb des gegebenen Milieus, in dem das Kind aufwächst, entstandenen. Man kann nachträglich sagen: Wen sonst soll das Kind lieben, an wem sonst soll sich seine

Sexualität, und zwar eine durch die Einwirkungen der Umwelt von dem Urzustand her der Erwachsenensexualität sich annähernde Sexualität, entfalten, wenn nicht an der Mutter, die das zentrale Objekt aller Strebungen des Kindes und zugleich Repräsentantin der Gesellschaft und ihrer Normen ist?

Freilich muß man eine Korrektur vornehmen, nämlich die, daß hier das Wort „Mutter“ und „Vater“ weder im rechtlichen, noch im vormundschaftsrechtlichen Sinne, nicht einmal im biologischen Sinne gemeint ist. Es gibt Fälle genug, in denen die Stelle der Mutter eine Verwandte oder auch eine fermde Person einnimmt; es gibt, sogar noch häufiger, Fälle, in denen die Rolle des Konkurrenten, des Vaters, nicht der leibliche Vater, sondern irgend eine andere Person, je nach den Milieuumständen, einnimmt. Das ist aber unwichtig. Wichtig ist nur, daß normalerweise die Entwicklung des Sexualtriebes des Kindes von dem primitiven Urzustand, mit dem es geboren wird zu dem Erwachsenenzustand hin, den die Kultur wünscht, über die „Mutter“ des Kindes geht: Über seine psychologische Mutter, die meistens auch die biologische ist. Diese Entwicklung führt zu, der Erwachsenensexualität sehr ähnlichen, aber mit ihr noch nicht genau übereinstimmenden, Wünschen des Kindes, die Mutter zu besitzen und die Konkurrenten, den psychologischen Vater und die Geschwister aus dem Wege zu räumen.

In Anlehnung an mythologische Gebilde der Antike, die Freud liebt, hat er dieses notwendige Durchgangsstadium der Entwicklung, in dem die frühkindliche Sexualität gipfelt, „Ödipus-Situation“ genannt. In ihr entwickeln sich in jedem Kinde Wünsche und Konflikte, die im Schicksal des König Ödipus mythologisch und dichterisch gestaltet erscheinen. Bedrängt von den Triebregungen, die das Kind auf die Welt mitbrachte, geführt wider seinen Willen von den Anforderungen, die die Erwachsenen heranbringen, gleitet das Kind zwangsläufig in diese Situation hinein und findet sich nun vor einer Anzahl schwerster äußerer und innerer Konflikte.

So hat uns die Psychoanalyse in ihren ersten Entwicklungsstadien die Dinge sehen gelehrt. Die späteren Einsichten Freuds über die Überwindung und Bewältigung der Ödipus-Situation eröffnen einige mehr optimistische Ausblicke.

Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt aus

Von Anna Freud, Wien

Wenn Dr. Bernfeld in der vorstehenden Arbeit einzelne Gebiete aus der Psychologie des Kleinkindes näher ausgeführt hat ohne gleichzeitig eine Gebrauchsanweisung für die Verwertung dieser Kenntnisse in der Pädagogik zu bieten, so hat er sich darauf verlassen, daß die Erzieher der letzten Jahrzehnte auch ohne solchen augenblicklichen Gewinn ihr Interesse immer wieder bereitwillig den neuen psychologischen Richtungen zugewendet haben. Sie hoffen früher oder später mit Hilfe solcher psychologischer Kenntnisse doch einen Ausweg aus ihrer schwierigen Situation, aus der pädagogischen Notlage zu finden.

Wir kennen alle die schwere Lage des Erziehers. Man hört und liest zwar immer wieder, daß den Erziehern eine der wichtigsten Arbeiten im Gemeinschaftsleben der Menschen übertragen ist, daß sie das wertvollste Material, über das die Gesellschaft verfügt, in die Hände bekommen, daß sie über das Schicksal der kommenden Generation entscheiden usw. In der Wirklichkeit ist aber von einer solch hohen Einschätzung der erzieherischen Arbeit und der Erzieherpersonen selbst sehr wenig zu bemerken. Weder sind die Erzieher finanziell ebensogut gestellt, wie etwa die Personen, die über die Ausgrabung von Kohlen aus Bergwerken oder über die Verwaltung von großen Geldmitteln zu entscheiden haben. Sozial müssen sie ständig um die Achtung der Mitmenschen, um die Anerkennung von Seiten der Behörden und der Eltern kämpfen. Und obwohl heute viele Menschen daran glauben, daß die Erziehung umso wichtiger ist, je jünger das Kind ist, so ist es in der Wirklichkeit doch so, daß der Erzieher umso höher eingeschätzt wird, je älter sein Zögling ist. Vergleichen wir etwa die Achtung, die man einem Mittelschullehrer entgegenbringt, mit der Einschätzung, die eine Kindergärtnerin genießt. Etwas an dieser Rechnung stimmt also nicht vollkommen. Was wir in der Realität finden, hat aber gewöhnlich seine Berechtigung. Die geringe Einschätzung des Erziehers kommt wohl daher, daß er wirklich gar kein selbständiger Unternehmer ist, sondern ein Beauftragter, ein Handlanger, ein Puffer, der zwischen die erwachsene Generation und die nächste Generation, die Kinder, gestellt wird. Man liefert ihm das Rohmaterial und man erwartet von ihm ganz bestimmte Erzeugnisse. Das einzige, was ihm freigestellt wird, ist der Weg, den er einschla-

gen will, das heißt die Mittel, die pädagogischen Methoden. Und gerade weil der Erzieher sonst wenig Freiheit hat, stürzt er sich auf dieses Stückchen Selbstherrlichkeit und macht aus der Wahl, die ihm überlassen wird, ob er etwa strenge oder milde Erziehungsmittel verwenden will, welche neuen Künste er erfindet, um die Kinder gefügig zu machen, die Fiktion seiner großen Macht.

Bedenken wir noch einen anderen Umstand. Ich glaube, wir haben alles Recht anzunehmen, daß das Rohmaterial, das der Erzieher in die Hand bekommt, in großen Zügen immer wieder dasselbe ist. Das Endprodukt aber, das von ihm verlangt wird, ist je nach den Zeiten, je nach den Formen der Gesellschaft, für die er arbeitet, außerordentlich verschieden. Wir brauchen nur einen Abriß aus der Geschichte der Pädagogik durchsehen, um zu erfahren, was die Erziehung in den verschiedenen Zeitabschnitten hervorzubringen hatte. Unter den Produkten, die die Erzieher zu liefern hatten, finden wir etwa: kriegerische junge Spartaner, oder den schönen Künsten hingegebene Athener, oder demütige Asketen, wie die Kirche des Mittelalters sie brauchte, heroische Junker oder Ritter, ergebene Untertanen, brave, auf den Erwerb eingerichtete Bürger, vor nichts zurückschreckende Revolutionäre oder friedliche Arbeiter.

Es ist nicht merkwürdig, daß diese Forderungen gestellt werden. Sie entsprechen jedesmal vollkommen den Bedürfnissen der erwachsenen Gesellschaft. Merkwürdig ist nur, daß die Erzieher sich zu jeder Zeit mit der gleichen Begeisterung auf ihre Aufgabe gestürzt haben. Nehmen wir an, man würde Beamten und Arbeitern einer Fabrik in ähnlicher Weise zumuten, aus den gleichen Rohstoffen, etwa in kriegerischen Zeiten Kanonenkugeln, in friedlichen Zeiten Wollwesten und Federbetten zu erzeugen. Ich glaube nicht, daß die Zuversicht, mit der die Angestellten an die Arbeit gehen würden, dort so groß wäre, wie die der Erzieher unter den gleichen Verhältnissen. Diese Vorgänge haben noch einen großen Nachteil. Zu allen Zeiten hat man das Mißlingen des Erziehungsunternehmens als Fehler der Erzieher angesehen. Immer schien es möglich, das Ziel zu erreichen. Immer schien es, daß nur der einzelne Erzieher an seiner Aufgabe irgendwie gescheitert war, nie die Pädagogik als Ganzes. Und ich meine, gerade um diese Schande des Versagens von sich abzuwälzen, haben die Erzieher aller Zeiten eine gewisse Hinneigung zur Wissenschaft der Psychologie gezeigt. Die Psychologie wäre in diesem Falle die Lehre vom Wesen des Rohstoffs. Erst wenn es der Psychologie gelungen ist, über das Rohmaterial der Erziehung, über die Kinder, wirklich etwas auszusagen, dann werden die Pädagogen ein Mittel in der Hand haben, um ihren Auftraggebern, der Gesellschaft, in einer neuen Weise

gegenüberzutreten. Sie werden imstande sein, eine Unstimmigkeit zwischen dem von der Gesellschaft bestimmten Ziel und dem in ihre Hand gegebenen Kinde aufzuzeigen. Sie werden der sozialen Gegebenheit des Zieles die psychologische Gegebenheit im einzelnen Kind als gleichberechtigten Faktor an die Seite stellen. Daß auf diese Weise auch das Kind auf seine Rechnung kommen wird, daß es sich erweisen wird, welche Erziehungsziele sich noch mit den Bedingungen der psychischen Gesundheit vertragen, welche Ziele nur auf Kosten dieser Gesundheit zu erreichen sind, das kann uns allen nur ein höchst willkommener Nebengewinn sein.

Kehren wir an dieser Stelle zu den vorhergehenden Ausführungen von Dr. Siegfried Bernfeld zurück. Die Erziehung hat offenbar zwei große Aufgaben. Die eine fassen wir unter dem Namen „Gewähren und Versagen" zusammen; das heißt die Aktivität des Erziehers den spontanen Äußerungen des Kindes gegenüber. Die andere Aufgabe betrifft den Aufbau und Ausbau der kindlichen Persönlichkeit. Die Psychologie hätte erfüllt, was die Pädagogen von ihr erwarten dürfen, wenn sie einerseits die primitive Wesensart des Kindes beschreibt, anderseits Ausblicke auf die Möglichkeiten und Mechanismen des weiteren Ausbaues eröffnet.

Mit der ersten Aufgabe beschäftigt sich ausführlich Dr. Bernfeld in der vorangehenden Arbeit. Er schildert als Inhalt des kindlichen Seelenlebens die Triebe und beschreibt sie als Abkömmlinge des sexuellen Triebwunsches. Diese Triebwünsche durchlaufen Phasen, gehen aus einer Form in die andere über — wir wissen nicht mit wieviel Beteiligung der Erziehung. Es blieb dabei offen, wie der Erzieher sich zu diesen Triebwünschen im einzelnen verhalten soll, es wurde nur im allgemeinen angedeutet, der Erzieher möge Respekt vor diesen Trieben haben. Dieser Respekt ist aber nichts Neues. Seit langem finden wir bei den Pädagogen zwei Einstellungen zum kindlichen Seelenleben. Die Vertreter der einen Einstellung sagen: Was immer das Kind mitbringt, ist gut. Wir müssen es achten, dürfen es nicht stören — eine Haltung, die Rousseau für uns verkörpert, die in der neuen Pädagogik vor allem von Frau Dr. Montessori vertreten wird. Diese Einstellung heißt eigentlich: das Kind hat immer recht mit dem, was es will, die Erwachsenen stiften nur Schaden, wenn sie etwas daran ändern wollen.

Die andere Einstellung ist weit verbreiteter. Sie sagt, das Kind hat immer Unrecht. Ihren Höhepunkt erreicht sie in einer bekannten scherzhaften Geschichte. Eine Mutter sagt zum Kinderfräulein: Gehen Sie hinein, schauen Sie, was die Kinder machen, und verbieten Sie es ihnen. Eigentlich lassen sich beide Einstellungen den oben geschil-

derten Triebregungen des Kindes gegenüber vertreten. Wir sollen die Triebregungen ja als Naturgewalten ansehen, das Kind hat das Recht, solche Regungen zu äußern, es hat ja keine Wahl, es kann gar nicht anders. Heißt das, wir sollen diesen Regungen immer Recht, immer Raum geben? In der Arbeit Dr. Bernfelds findet man die vorsichtige Äußerung, das wir bei der psychoanalytischen Behandlung des Erwachsenen diesen Triebregungen innerhalb des Behandlungsverfahrens für eine Weile Raum geben. Man könnte die Tatsachen auch anders auffassen: weil es Triebregungen sind, keine harmlosen Gewohnheiten oder Unarten, über die der Erzieher sich mit gutem Willen hinwegsetzen kann, müssen wir vielleicht unsere Kräfte ganz aufbieten, um über diese Gewalten die Herrschaft zu bekommen.

Wir sehen, wenn wir die Kenntnis der Inhalte ohne besondere Gebrauchsanweisung in die Pädagogik einführen, sind wir in der praktischen Erziehung hinterher nicht sehr viel weiter als vorher. Statt diese Frage einfach dem Gefühl nach zu entscheiden, machen wir noch einmal eine weitere Anleihe bei der psychoanalytischen Arbeit selbst. In der psychoanalytischen Behandlung des Erwachsenen lernen wir verschiedene Krankheitsformen kennen. Aus jeder dieser Krankheitsformen können wir Schlüsse auf bestimmte Einstellungen zwischen Kind und Erzieher ziehen. Wir lernen etwa die neurotischen Hemmungszustände kennen, die dadurch entstanden sind, daß eine der geschilderten Triebregungen sehr früh und energisch unterdrückt und dadurch von der Befriedigung völlig abgehalten worden ist. Die Zähigkeit, die Gewalt der Regung, bringt es zustande, daß mit der Vergewaltigung des Triebvorganges der Prozeß nicht abgeschlossen ist. Es entsteht ein innerer Konflikt und im Laufe der Zeit setzt sich das Unterdrückte in irgend einer Form, gewöhnlich in einer sonderbar verzerrten, störenden Form, doch durch. Der Weg zur direkten, ursprünglichen Befriedigung des Triebes bleibt aber gesperrt, öffnet sich auch nicht wieder, wenn das Kind groß geworden ist, wenn die Bedingungen sich geändert haben, wenn das ursprüngliche äußere Verbot längst in äußere von der Gesellschaft erteilte Erlaubnis umgewandelt worden ist. Anderseits lernen wir Krankheitszustände kennen, wie etwa die Perversionen oder bestimmte Formen der Dissozialität, die dadurch gekennzeichnet sind, daß das Kind an einer infantilen Form von Triebbefriedigung ausschließlich festhält oder zu ihr zurückkehrt. In der Geschichte eines auf solche Weise Erkrankten finden wir gewöhnlich ein bestimmtes Ereignis, eine Verführung, einen Schock, ein plötzliches Erlebnis, daß dieser speziellen Triebregung den Durchbruch zur vollen Befriedigung gestattet hat. Das Kind bleibt gebunden und macht die Weiterentwicklung zur erwünsch-

ten Erwachsenheit des Trieblebens nicht mit. Aber diese beiden so ganz verschiedenen Krankheitsformen haben doch etwas gemeinsam. Bei beiden hat eine Stufe der kindlichen Entwicklung, die Durchgangsstation bleiben sollte, Gewalt bekommen, Bedeutung über die spätere Stufe hinaus, ist statt Durchgangsstation Fixierungstselle geworden. Eine solche Fixierung mit nachfolgender Erkrankung ist also möglich, wenn wir dem Trieb sein volles Recht geben, ist anderseits möglich, wenn wir dem Trieb sein Recht voll versagen. Das zur Gesundheit Verhelfende liegt hier in der Mitte. Es handelt sich offenbar darum, den Trieb weder in die Verdrängung zu treiben, von der Sublimierung, das heißt von der Ablenkung zu anders gearteter Verwendung auszuschließen, noch ihn zur vollen Befriedigung durchzulassen, sondern einen Mittelweg zu finden. Wie macht man das aber? Das sieht ja so aus, als müßten wir zum Beispiel das Kind lehren, es dürfe nicht ins Feuer greifen, weil das Feuer brennt, dürfen das dem Kind aber nicht sagen, sonst würde es Angst vor dem Feuer bekommen und im späteren Leben nie mehr imstande sein, ein Streichholz anzuzünden, um eine Zigarette zu rauchen, oder ein Mittagessen zu kochen. Wir müssen also das Kind lehren, das Feuer nicht anzugreifen, dürfen es anderseits aber nicht vor dem Feuer schrecken.

Wir erkennen etwas aus diesem einfachen Vergleich. Wenn der Durchbruch zur vollen Triebbefriedigung für das Kind gefährlich ist, so ist es sicher für den Erzieher seit jeher das Leichteste gewesen, das Kind vollkommen abzuschrecken. Denn die Erzieher haben die Gefahren der Triebbefriedigungen gekannt, ehe sie offiziell etwas von den kindlichen Trieben gewußt haben. Sie haben es sich durch diese volle Versagung leicht gemacht, haben Verbote gesetzt, die die Kinder nicht mehr zu übertreten gewagt haben, und haben alles ausgenützt, was ihnen bei der Erteilung dieser Verbote zu Hilfe kommen konnte: Die Schwäche des Kindes dem Erwachsenen gegenüber, seine Hilflosigkeit, seine Unfähigkeit, sich ohne Erwachsenen in der Außenwelt zu halten, seine Abhängigkeit, kurz gesagt, seine Angst. Um mit dem Kinde nicht einen ständigen Kleinkrieg führen zu müssen, um nicht jedesmal, wenn ein Kind sich dem Feuer der Triebbefriedigung nähert, schreien zu müssen: „Diesmal nicht“, haben die Erzieher gesagt: „Ein für allemal nicht, das brennt!“. Das war offenbar die einfachste Lösung.

Wie soll der einsichtige Erzieher unserer Tage die richtige Lösung finden? Muß er statt der einmaligen Verbote, vielleicht einen Kleinkampf einführen, muß er jedesmal helfend dabei sein, wenn das Kind in die Nähe einer solchen Triebgefahr gerät? Welche Mittel muß er heranziehen, um das Kind zwar nicht dauernd abzuschrecken, aber

doch in jedem Einzelfall zu behüten? Wie kann er unter diesen Umständen die milde und freie Erziehung, wie man sie doch in der modernen Pädagogik wünscht, durchsetzen, wie kann er sie auch nur beginnen? Die Erziehung des Kleinkindes scheint ja auf die Versagung eingestellt. Dann wäre es kein so großer Unterschied, wie streng der einzelne Erzieher sich benimmt, das Kind müßte die Triebversagung an sich schon als Strenge empfinden.

Man könnte hier wieder zwei Auffassungen vertreten, man könnte sagen: Da es doch nichts nützt, da das Kind ja doch nur fühlt, daß man verbietet, daß man es von Befriedigung ausschließt und abhält, warum bemühen wir uns dann noch die Strenge zu vermeiden? Man könnte anderseits sagen: Wenn wir das Kind auch noch so schonen, tun wir ihm schon ungeheuer viel an, schränken wir unsern Eingriff wenigstens auf ein Mindestmaß ein. Aber im Grunde kommt es ja doch darauf an, daß wir mit dem Kind um Triebbefriedigungen kämpfen, daß wir es vor der Gefahr behüten wollen, ständige Triebdurchbrüche zu haben und so auf dem Weg der Entwicklung immer wieder aufgehalten zu werden, stehen zu bleiben, sich zu befriedigen statt zu sublimieren, zu onanieren statt zu lernen, seinen Wissensdrang rein im Sexuellen zu halten, statt ihn auf die ganze Welt zu erweitern.

So trostlos würde es in der Pädagogik und in unserer Beziehung zum Kleinkind aussehen, wenn das Kind nichts weiter kennen würde, als die Suche nach Lust, nach Triebbefriedigung am eigenen Körper. Dieser inneren im Kinde arbeitenden Gewalt könnte nur eine äußere Gewalt wirksam entgegentreten. Aber die Entwicklung des Kindes kommt ihr zu Hilfe. Das Kind bleibt nur kurze Zeit dabei, Lust ausschließlich am eigenen Körper zu suchen, seine Triebregungen — ob es die oralen, die analen, die sadistischen sind — an seiner eigenen Person zu befriedigen. Nach kurzer Zeit wenden sich diese Triebregungen nach außen. Es sucht sich die Personen seiner allernächsten Umgebung, die ihm wichtigsten aus und verlangt von ihnen energisch die Befriedigung seiner Wünsche. Das ist die Situation, die man als die Ödipus-Situation des Kleinkindes charakterisiert. Wir sagen, das Kind hat jetzt ein Liebesobjekt. Der Höhepunkt der frühkindlichen Entwicklung ist erreicht, wenn ein großer Teil der Lustsuche nicht mehr auf die eigene Person gerichtet ist, sondern sich auf die Objekte in der Außenwelt und vor allem auf ein einziges Objekt — Mutter oder Vater — konzentriert.

Wenn man aber meint, die Situation des Kindes wäre dadurch erleichtert, so ist das ein großer Irrtum. Die Situation des Kindes hat sich mit dieser Wendung der Triebe von der eigenen Person zum Objekt außerordentlich erschwert. In der allerersten Zeit, der auto-

erotischen Periode, wir wir sie nennen, ist das Kind ja als Triebwesen unabhängig. Nur die Störungen von außen werden als unangenehme Eingriffe empfunden. Das Kind ist unabhängig, in sich geschlossen, verlangt von sich, was es sich auch wieder selbst erlauben kann. In dieses Verhältnis wird jetzt ein äußeres Objekt eingeführt, und nun ist das Kind auf den guten Willen des Liebesobjektes angewiesen. Das Kind ist bei der Befriedigung jedes einzelnen Wunsches von der Zustimmung der geliebten Person abhängig. Das Kind, das sich in der Körperpflege an gewisse Befriedigungen von Seiten der Mutter gewöhnt hat, muß plötzlich erfahren, daß die Mutter diese Handlungen einstellt, sie jemand anderem überläßt, der dem Kind nicht in der gleichen Weise als Liebesobjekt gilt, für das Kind also diese Möglichkeit der Befriedigung ausschließt. Das heißt, das Kind ist jeden Augenblick in Gefahr, Versagungen von Seiten des Liebesobjektes, nicht nur Störungen von außen zu erfahren.

Dagegen hat sich die Situation der Erziehung außerordentlich verbessert. Nehmen wir an, Erzieher und Liebesobjekt ist in einer Person vereinigt. Dann ist die Gefahr des Triebdurchbruches gering. Der Erzieher braucht die Mittäterschaft nur abzulehnen und die Versagung ist eingetreten. Im Stadium der Objektliebe ist also die Erziehung des Kindes unvergleichlich leichter als im Stadium des Autoerotismus.

Wir haben die Angst des Kindes als Hilfsmittel der Erziehung angeführt. Die Ängste, den Gefahren der Außenwelt hilflos preisgegeben zu werden, machen das Kind zu allererst gefügig; mit der Bindung an das Liebesobjekt kommt die neue Angst dazu, von dieser Person, wenn man ihr nicht gehorsam ist, nicht mehr geliebt zu werden. Wir sehen, die Machtmittel des Erziehers wachsen mit der Zeit an Zahl: der Erzieher kann das Kind körperlich bedrohen, er kann es verlassen, er kann drohen, es nicht mehr zu lieben und das alles als Strafe, wenn es nicht folgsam ist und auf seine Triebbefriedigungen nicht verzichten will.

Die Lage des Erziehers vereinfacht sich immer weitgehender. Versuchen wir uns vorzustellen, wie schwer es im Erwachsenenleben ist, ein Liebesobjekt aufzugeben, wenn man seine Leidenschaft auf eine bestimmte Person gerichtet hat, die Wünsche einzeln an ihr befriedigen möchte, sie aber auch im ganzen womöglich konkurrenzlos besitzen will, und dieser Mensch sich einem entzieht, dann geht das nicht ohne großen Schock für den Verlassenen vorüber. Wir finden, daß wir dieses ungetreue Liebesobjekt gar nicht wirklich loswerden können. Und wenn es uns doch äußerlich verläßt, finden wir in unserem Innern alle möglichen Erinnerungsspuren, ja, mehr als das, Angleichungen an das Objekt, so als würden wir sagen: Wenn du mich schon in der

Außenwelt verlassen hast, so habe ich doch in mir ein Abbild von dir behalten.

Wenn das dem Erwachsenen, also einem in seiner Persönlichkeit fertigen, mehr oder weniger selbständigen Menschen geschehen kann, dann läßt sich denken, was dem kleinen Kinde unter den gleichen Umständen zustößt. Das Kind ist jetzt in dem Stadium, wo es alle seine körperlichen Wünsche, alles das, was wir sexuell nennen, all seine Aggressionen, aber auch all seine Liebe, alles, was es an Zärtlichkeit erlernt hat, auf eine Person konzentriert, auf das Liebesobjekt aus der Ödipus-Situation. Und nun erlebt jedes Kind immer das gleiche: Dieses Liebesobjekt will nicht oder kann ihm nicht gehören. Es bietet ihm gelegentliche Befriedigung hier und dort, Zärtlichkeit und Fürsorge, aber von einem ausschließlichen Besitz ist keine Rede. Das Kind muß in die Teilung willigen, muß anerkennen, daß die Mutter vor allem dem Vater gehört, zum Teil den Geschwistern, es muß auf den Alleinbesitz und alles, was ihm das bedeutet, verzichten lernen. Das Kind macht jetzt in größtem Ausmaß einen solchen Umwandlungsprozeß durch, wie wir ihn beim Erwachsenen angedeutet haben. Das heißt, das Kind kann sich nur um einen großen Preis von seinem erwachsenen Liebesobjekt innerlich wieder trennen, es muß das Liebesobjekt wenigstens teilweise in sich aufnehmen, es muß sich selber so umwandeln, daß es dieser Mutter oder diesem Vater ähnlich wird. Und merkwürdigerweise nimmt das Kind von dem Objekt das auf, was ihm am Objekt am unangenehmsten, am störendsten war, es nimmt die Verbote und Gebote auf. Es entsteht der Zustand, daß wir gegen Ende der Ödipus-Situation ein Kind vor uns haben, das wohl in einem Teil so geblieben ist, wie es früher war, das aber zum anderen Teil das Objekt, den Erzieher selbst, in sich trägt. Der Erzieher im Kind, also dieses einverleibte Stück — wir sagen, das Stück, mit dem das Kind sich identifiziert hat — spielt jetzt dem übrigen Kind gegenüber innerlich dieselbe Rolle, wie sie das Elternobjekt in der Außenwelt dem ganzen Kind gegenüber gespielt hat. Es bekommt eine so überragende, überwältigende Stellung im Kind eingeräumt, daß wir ihm auch in der Psychoanalyse einen eigenen Namen gegeben haben. Wir nennen es das „Über-Ich". Es beherrscht das Ich des Kindes so, wie der Erzieher früher das Kind selbst beherrscht hat.

Mit dieser Phase wird das Leben der Erzieher leichter. Wenn sie bisher einen Kampf mit einem Wesen geführt haben, das ihnen ganz gegensätzlich gegenübergestanden hat, das immer alles das nicht wollte, was sie wollten, so haben sie jetzt im Lager des Feindes — sagen wir es ruhig — einen Verbündeten. Der Erzieher des größeren Kindes kann sich vertrauensvoll immer an dieses Über-Ich wenden

und sagen: Wie beide halten zusammen gegen das Kind. Und das Kind sieht sich nun zwei Mächten gegenüber, dem umgewandelten Teil seiner eigenen Person und dem immer noch vorhandenen Liebesobjekt in der Außenwelt. Es wird auf eine bis dahin ungeahnte Art gefügig. Die Gefügigkeit, die wir auf diese Art erzeugen und die der Erzieher zu seiner eigenen Erleichterung sehr oft im Übermaß zu erzeugen bestrebt ist, ist es gerade, die das Kind in die übermäßige Triebverdrängung, in die Neurose treiben wird.

Der hier geschilderte Mechanismus ist vor allen anderen für die Veränderung und den Ausbau der kindlichen Persönlichkeit entscheidend. Der Weg geht von der Liebe zum Objekt zur Identifizierung mit dem Objekt. Die Verhältnisse, die sich dabei ergeben, die weitere Erziehungsarbeit unter Mithilfe des neu entstandenen Über-Ichs sind außerordentlich interessant, gehen aber über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Das Kind mit dem begonnenen oder in einem gewissen Maße ausgebildeten Über-Ich ist kein Kleinkind mehr, es ist in die zweite Kindheitsperiode eingetreten und aus den Händen des Kleinkinderziehers in die anderer Erzieher übergegangen. Diese anderen Erzieher haben — das ist gar keine Frage — die leichtere Arbeit. Der Erzieher des Kleinkindes hat die konfliktreichste, die schwierigste Arbeit, aber, — und jetzt komme ich mit dem gleichen Trost, den man den Kleinkind-Erziehern gegenüber immer ausgesprochen hat —, er hat auch die für die Zukunft entscheidende Arbeit zu leisten.

Die Erziehung des Kleinkind-Erziehers[1)]

Von Gertrud Behn-Eschenburg, Küsnacht-Zürich

Wenn wir werdende Erzieher auf ihren Beruf vorbereiten sollen, so fallen uns immer wieder gewisse, ständig wiederkehrende Tatsachen auf, die sich als Ursache erzieherischer Schwierigkeiten und erzieherischen Versagens erweisen. Diesen „ursächlichen" Erscheinungen erzieherischer Mißerfolge möchten wir vorerst einmal unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Da zeigt sich vor allem immer wieder, daß auch unsere zukünftigen Erzieher, wie jeder andere Erwachsene, ein Kind sehr schwer verstehen. Ich meine hier nicht „verstehen" in irgend einem bestimmten psychologischen Sinn, sondern das ganz einfache menschliche Verständnis für das Kind fehlt den allermeisten in einem, zwar wechselnden, aber zumeist beträchtlichen Ausmaße. Und dieser Mangel zeigt sich umso bestimmter, je jünger die Kinder sind. Wir können ihn zum Beispiel schon feststellen, wenn wir uns einfach über Kinder erzählen lassen, über alltägliche Vorkommnisse. Werden uns solche erlauschte Szenen, Gespräche, Lieder oder Spiele wiedergegeben, so verraten uns die „Großen", daß sie recht wenig Einblick mehr in die Dinge besitzen, die hier bei den Kleinen vorgehen. Besonders deutlich wird manchmal dieses Versagen, wenn verschiedene Erwachsene über das gleiche Kind und die gleichen Geschehnisse berichten, und sich dabei in Widersprüche verwickeln.

Je länger man derartigen Beobachtungen nachgeht, desto häufiger sieht man, daß der Erwachsene und das Kind weit auseinanderleben, in so verschiedenen Welten, daß sie sich kaum zu berühren scheinen. Der Erwachsene hat diesem Tatbestand allerdings zum Teil Rechnung getragen, dem Kinde seine eigene Welt zugewiesen und sie Kinderstube genannt. Aber ob dieser räumlichen Trennung schien er zu vergessen, daß die Unterschiede viel weiter gehen.

Weiters fällt uns auf, daß der Erwachsene aber auch sich selber recht wenig kennt und von sich selber nur sehr wenig weiß. Oft weiß er nicht recht, warum er eigentlich Erzieher werden möchte, und noch weniger, was für Wünsche und Absichten er mit seiner Berufswahl verfolgt. Das beweisen oft schon oberflächliche Besprechungen.

Die Situation unserer werdenden Erzieher sieht schematisch und übertrieben dargestellt so aus:

Ein Erwachsener, der von sich und seinen Absichten recht wenig weiß, möchte sich an einem „Objekt" betätigen, das ihm ebenso un-

[1)] Nach einem am Kongreß für Kleinkinderziehung 1932 gehaltenen Vortrage.

bekannt ist, d. h. er beschäftigt sich mit Kindern, von deren wirklichen Bedürfnissen er nichts weiß und nichts wissen will.

Ein Faktor an diesem Unternehmen scheint hingegen bekannt zu sein, das Ziel dieser Betätigung, das Ziel der Erziehung. Hier tauchen hinter einigen oberflächlichen, man möchte fast sagen modischen Zweifeln plötzlich ganz eindeutige Richtungen und Bestimmungen auf: „Ein Kind hat so und so zu werden, soll dazu und dazu erzogen werden."

Man ist wieder erstaunt, mit welcher Selbstverständlichkeit, wenn auch gelegentlich theoretisch mit einer gewissen Skepsis verbrämt, dennoch praktisch, „darauf los" erzogen wird. Für viele dieser Menschen ist ihre eigene Weltanschauung eine so fraglose Selbstverständlichkeit, daß Überlegungen außerhalb dieses Umkreises überhaupt nicht existieren.

Unsere zukünftigen Erzieher wissen durchschnittlich am besten, wozu sie Kinder erziehen möchten; wie diese Kinder eigentlich sind, warum gerade sie diese Kinder erziehen möchten, das scheint sie weiter nicht interessiert zu haben.

Von den drei Faktoren: Objekt (Zögling) — Betätigung (Erzieher) — Erziehungsziel sind also zwei ganz unbekannt, einer mehr oder weniger bekannt.

Eine derartige Aufstellung mag vielleicht im ersten Augenblick befremdlich erscheinen, und dies wohl zum Teil deshalb, weil hier die individuelle Situation der heute allgemein gültigen Situation der Erziehung überhaupt zu widersprechen scheint.

Dort stellen wir nämlich fest, daß gerade das Ziel der Erziehung uns immer fraglicher wird, während intensive Anstrengungen gemacht werden, das „Objekt" der Erziehung, das Kind, kennen zu lernen, und neuerdings wird auch die Tätigkeit des „Erziehens" selbst nach allen möglichen Richtungen und Auswirkungen hin untersucht.

Diese allgemeinen Bestrebungen finden sich natürlich in verschiedenem Ausmaß auch beim einzelnen Erzieher, aber man ist immer wieder erstaunt zu sehen, wie wenig die individuelle Einstellung eigentlich davon berührt ist, und dies namentlich, wenn es sich nicht um Theorien, sondern um praktische Überlegungen handelt.

Der geschilderte Tatbestand erweist sich aber als unumstößlich, wenn er vom psychoanalytischen Gesichtspunkt aus betrachtet wird, d. h. wenn wir die Psychologie des Unbewußten mit einbeziehen, und nicht nur die bewußte Situation unserer werdenden Erzieher feststellen, sondern vor allem ihre unbewußte Situation zu erforschen trachten.

Vom psychoanalytischen Standpunkt aus kann in jedem Einzelfall

festgestellt werden, daß der Wunsch nach dem Erzieherberuf, wie natürlich nach jedem andern, in allerengster Verknüpfung mit eigenen Erlebnissen[1]) steht, und mit dem eigenen Schicksal aufs innigste verwoben ist. Aber es wirkt sich bei anderen Betätigungen vielleicht weniger direkt aus, als gerade bei der erzieherischen.

Bekannt ist ja zum Beispiel die Reaktion eines Kindes, das wehrlos geschlagen, sich nur vornehmen kann, selbst zu „hauen", wenn es einmal groß sein wird. Dieser primitive Vergeltungsimpuls wird allmählich immer mehr verdrängt, bleibt dann im Unbewußten als „verdrängter Impuls" erhalten und wirksam und kann schließlich bei einer Berufswahl wirksam werden. Dann ist das einst geschlagene und unterdrückte Kind endlich selbst der mächtigere und gefürchtete Große und darf nun selbst aus ihm wohlbegründeten Anlässen schlagen.

Auch die Tatsache, daß wir als Erwachsene das Kind nicht mehr kennen, erfährt eine ungeheure Erweiterung vom psychoanalytischen Standpunkt aus. Das Kind lebt noch in einem so großen Ausmaß unter der Herrschaft des Unbewußten, daß es mit seinen lebenswichtigsten Äußerungen demjenigen unverständlich bleibt, der keine Kenntnis vom Unbewußten und seinen Gesetzen besitzt.

Dieser Erwachsene steht dann dauernd kindlichen Verhaltungsweisen gegenüber, die ihm einfach unverständlich sind, die er in keiner Weise begreifen kann, und die dann zumeist nur seinen Widerwillen, seinen Unwillen, seine Abneigung wachrufen. Auf diesem Boden einer bloß affektiven Beurteilung wird dann natürlich auch eine erzieherische Haltung unmöglich.

Die Feststellung individuell schattierter Erziehungsziele wird aber erst vom psychoanalytischen Standpunkt aus erklärbar. Sie sind ebenso von eigenen Erlebnissen abhängig, wie irgendwelche andere psychische Inhalte. Sie hängen besonders eng mit den Erziehungsmaßnahmen zusammen, denen wir als Kinder selber einmal unterlegen sind, mögen sie nun bei ihrer Wiederkehr in positivem oder in negativem Sinn gewertet werden. So gibt es Erzieher, die einer liebevollen und nachsichtigen Erziehung das Wort reden, weil sie selbst in ihrer Jugend liebevoll und nachsichtig behandelt wurden und damit einverstanden sind oder aber, weil sie hart behandelt wurden und nun gerade das Gegenteil für richtig halten.

Die Motivierungen mögen zum Teil den wahren Sachverhalt treffen, oft hat dieser aber so viele Verschiebungen und Entstellungen durchgemacht, daß von seinem eigentlichen ursprünglichen Inhalt wenig mehr zu erkennen ist.

---

[1]) Vergleiche die inzwischen in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1933, Heft 8—9) erschienene Arbeit von Mary Chadwick: „Kindheitserlebnisse von Pflegerinnen kleiner Kinder", S. 322 ff.

So kommt es, daß es in ihrem Bestand fortwährend bedrohte Rationalisierungen sind, die diese Erziehungsmaßnahmen später in unserem Bewußtsein erhalten haben. Nur brauchten diese Erziehungsziele nicht so verdrängt zu werden wie die Kindheit, aus der sie herauszuführen hatten und konnten so zum Teil direkt, zum Teil in gewissen Modifikationen dem Bewußtsein erhalten bleiben.

Verdrängt sind hingegen zum größten Teil die Erlebnisse und Schicksale, die uns zu Stellungnahmen drängten, die später als Wunsch zum Erzieherberuf in einer bewußtseinsfähigen Form manifest wurden.

Wenn wir zusammenfassend noch einmal die individuelle Situation überblicken möchten, in der sich der werdende Erzieher durchschnittlich befindet, so müssen wir, insbesondere vom psychoanalytischen Standpunkt aus feststellen, daß hier Menschen aus ihnen größtenteils unbewußten Motiven eine Tätigkeit an einem ihnen weitgehend unbekannten „Objekt" ausüben möchten in der Richtung eines mehr oder weniger bewußten, meist aber höchst fälschlich rationalisierten Zieles. Das wechselnde Ausmaß, in welchem diesen Menschen die Absicht ihrer erzieherischen Bemühungen unbewußt und das Objekt dieser Betätigung, das Kind unbekannt sind, die Ziele dagegen oft auffallend bekannt, hängt mit den Verdrängungen zusammen, die in ihrer eigenen persönlichen Entwicklung den diesbezüglichen Erscheinungen zuteil wurden.

So sieht die Sachlage ungefähr aus, in der unsere Arbeit einzusetzen hat.

Für die Erziehung des Erziehers bestehen also vor allem zwei Aufgaben:

1. man soll einen Erwachsenen das Kind verstehen lehren, ihn wieder in die Kindheit bringen und
2. man soll einen Erwachsenen als werdenden Erzieher seine persönliche Gebundenheit erkennen lassen, ihm die Abhängigkeit seiner erzieherischen Haltung von seiner persönlichen Entwicklung verstehen lehren.

Wir kennen nur eine Möglichkeit, die in idealer Weise diesen Forderungen entspricht: „die eigene Analyse" (Lehranalyse).

In der eigenen Analyse gelangen wir in einem sonst unerreichbaren Ausmaße zur Kenntnis unseres unbewußten Seelenlebens, und über dieses zur Kenntnis des Unbewußten überhaupt.

Wir lernen die Motive kennen, die uns zu einer bestimmten Betätigung gedrängt haben, und auch die Absichten, die wir mit dieser Betätigung verfolgen. Wir lernen allmählich unsere eigene Kindheitsentwicklung kennen, und erhalten damit wiederum erst Zugang zu der Kindheit überhaupt.

Erst auf der Grundlage einer derartigen „Selbstkenntnis" ist dann ein wirklich sachlicher Entschluß zum Erzieherberufe möglich. Die eigentliche pädagogische Ausbildung kann in einem solchen Falle auf den denkbar günstigsten Voraussetzungen aufbauen.

Es wäre verlockend, durch die Mitteilung eines Falles einer solchen „Lehranalyse" die eingangs aufgestellten Behauptungen zusammenhängend anschaulich vorzuführen. Die nackten Geschehnisse des alltäglichen Lebens wirken ja immer überzeugender, als die bloße Darstellung der aus ihnen gewonnenen Erfahrungen. Leider beansprucht aber eine solche Mitteilung so viel Zeit und Raum, daß an dieser Stelle darauf verzichtet werden muß.[1])

Die „eigene Analyse" als ideal denkbar beste Vorbereitung auf den Erzieherberuf stellt eine Forderung dar, die aus äußeren Gründen in den Verhältnissen, unter denen wir leben, nur selten durchführbar ist. Sie kommt so als praktische Lösung der gestellten Aufgabe heute noch zu wenig in Frage.

Doch muß davor gewarnt werden, in Ermangelung der Möglichkeiten zur Durchführung einer korrekten Analyse allerlei „analyseartige" Versuche anzustellen, wie das leider hie und da zu geschehen pflegt. Eine Analyse bedeutet immer einen Eingriff in das persönliche Leben und ist eine Arbeit, die bloß von einem geschulten Analytiker unternommen werden kann, die Freudsche Technik ist auch durch keine andere ersetzbar. Unkundige, die sich der Mühe einer korrekten Analyse nicht selbst unterziehen wollen und Surrogate vorziehen, lassen lieber ihre Hände von der Tiefenspychologie.

Wir müssen also, wenn auch grundsätzlich im Sinne eines vorläufigen Notbehelfs, nach andern Mitteln und Wegen suchen, unsere eingangs als wesentlich aufgestellten Forderungen nach Kenntnis der Kindheit und Kenntnis der eigenen Persönlichkeit in der „Erziehung des Erziehers" zu verwirklichen.

Nach meinen persönlichen Erfahrungen bestehen solche Möglichkeiten, die den angeführten Erfordernissen in einem, wenn auch beschränkten Ausmaß im Rahmen der gegebenen Ausbildungsmöglichkeiten Rechnung tragen.

Wir können doch die bis jetzt übliche psychologische und pädagogische Ausbildung unserer zukünftigen Erzieher erweitern.

Das heißt nun aber nicht, den bekannten Kursen über Psychologie und Pädagogik einfach noch einen Kurs über Psychoanalyse anzugliedern. Es muß vielmehr der Versuch unternommen werden, das ganze Gebiet psychologisch-pädagogischer Ausbildung umzugestalten.

[1]) Vergleiche hiezu: Steff Bornstein: „Ein Beitrag zur Psychoanalyse des Pädagogen", und Mary Chadwick: „Kindheitserlebnisse von Pflegerinnen kleiner Kinder", Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VII. Jahrgang 1933, Heft 8/9.

Und zwar auf Grund von Erfordernissen, die sich von psychoanalytischen Gesichtspunkten aus als Voraussetzung für eine erfolgreiche erzieherische Ausbildung erwiesen hätten.

Wir müssen den üblichen Unterricht über Zweck und Ziel der Erziehung und der Methodenlehre mit allgemeinem Material und persönlichen Erlebnissen erweitern und ergänzen, womit unseren werdenden Erziehern vor allem ein Einblick in die Abhängigkeit der pädagogischen Ziele von dem jeweils gegebenen kulturellen Milieu und von der persönlichen Einstellung verschafft wird. Wir müssen auch die Methoden selbst in ihrer Bedingtheit von Ziel und Person untersuchen. Auch der Unterricht in Psychologie sollte diese Wissenschaft selbst als eine von den jeweiligen kulturellen Tendenzen abhängige zeigen.

Das alles kann aber auf dem Boden einer bloß theoretischen Ausbildung niemals verwirklicht werden. Wir brauchen dazu vor allem die Erlebnisse und Erfahrungen jedes einzelnen aus seiner praktischen Arbeit.

Bei der Ausbildung von Kleinkind-Erziehern sind wir in einer günstigen Situation, da ihre Ausbildung noch aus vielen andern Gründen praktische Betätigung mit Kindern verlangt. Die bisher übliche praktische Ausbildung wird für diesen von uns skizzierten Zweig der pädagogischen Ausbildung noch viel zu wenig ausgenützt.

Es soll noch in großen Zügen über Versuche berichtet werden, die unter diesen Gesichtspunkten unternommen wurden.

Ich denke dabei an Ausbildungsstätten für Kleinkind-Erzieher, die neben theoretischen Kursen weitgehende Möglichkeiten zur persönlichen praktischen Betätigung mit Kleinkindern bieten, und die zudem als Voraussetzung zur Teilnahme praktische Erfahrungen mit Kindern verlangen.

Wir haben an diesen Schulen wie allgemein üblich, auch Unterricht in Psychologie und Pädagogik zu erteilen. Dabei werden, so weit als heute möglich, auch die Resultate der psychoanalytischen Forschung einbezogen. Uns kommt es nun vor allem darauf an, für diesen Unterricht eine F o r m zu finden, die zugleich auch in den Dienst der Erziehung des Erziehers gestellt werden kann, und zwar in der Art und Weise, wie ich es in den vorhergehenden Ausführungen als vom psychoanalytischen Standpunkt aus erforderlich aufzuzeigen versuchte.

Wir gingen immer von dem p r a k t i s c h e n Erfahrungsmaterial unserer zukünftigen Erzieher aus. Die vielfältigen Fragestellungen, zu denen dann diese Erfahrungen veranlaßten, mußten allmählich auf ihre wesentlichen persönlichen Inhalte zurückgeführt werden.

Damit gelangten wir aus der Beobachtung sämtlicher Äußerungen eines Kindes zuerst zu psychologischen, dann aus der Beobachtung

der entsprechenden Reaktionen der Erwachsenen, zu pädagogischen Fragestellungen.

Diese einzelnen Fragestellungen suchten wir dann wiederum in die wesentlichen Zusammenhänge einzuordnen, und sie in der Gesamtheit der Entwicklungserscheinungen zu verstehen.

So waren psychologische Erkenntnisse und pädagogische Einsichten nicht ein abstraktes, zusammenhangloses Wissen, sondern sie standen in lebendigem Zusammenhang mit unserer praktischen Arbeit.

Es ist uns also vor allem wichtig, daß unsere zukünftigen Erzieher Gelegenheit haben, Kinder selbst zu beobachten, ihre Äußerungen zu studieren, dann auch die Reaktionen, Maßnahmen und Eingriffe der Umwelt an sich und in ihren Wirkungen kritisch festzustellen. Später erhalten sie auch mehrfach Gelegenheit, selber einzugreifen, und die Wirkungen und Resultate ihrer eigenen Maßnahmen kritisch zu erleben. Diese Erfahrungen werden nun fortlaufend besprochen und geben ein reiches Material für den Unterricht. Sie können aber vor allem dafür verwertet werden, den Einzelnen auf Schwierigkeiten und Fehler aufmerksam zu machen, denen er selbst leicht unterliegen kann.

Dabei kommt es zusammenfassend darauf an: daß die durch das persönliche Schicksal gesetzten Hemmungen nicht hindern, kindliche Äußerungen zu verstehen; daß vom persönlichen Schicksal abhängige Zielsetzungen erkannt und verschobene und enstellte Motivierungen persönlicher Wünsche rechtzeitig durchschaut werden.

Indem wir nun unsere zukünftigen Erzieher immer wieder auf alle diese Umstände aufmerksam machen, veranlassen wir sie, sich unter Umständen sogar allmählich an ein Stück eigene Kindheit und eigene Erziehung wieder zu erinnern. Wir haben ihnen aber zugleich die Möglichkeiten gegeben, daß sie heute als erwachsene Menschen ihre damalige Situation als Entwicklungstatsache verstehen und in die entsprechenden Zusammenhänge einordnen. Und zugleich auch haben sie Mittel und Wege kennen gelernt, Reaktionen auf die Kindheit zu überwinden. Wir geben somit unsern werdenden Erziehern Möglichkeiten an sich selber ein Stück Nacherziehung zu vollbringen. Zugleich mit den Kindern entwickeln, erziehen sich auch unsere Erzieher.

Aus dem Seminar der Wiener Montessorischule

Eingewöhnungsschwierigkeiten im Kindergarten

Von Hilde Fischer und Lili Peller

BEOBACHTUNG

Theo wurde mit dreidreiviertel Jahren zu uns ins Kinderhaus gebracht. Er ist das einzige Kind eines Arztes, die Eltern leben getrennt. Theo wohnt mit einer Erzieherin beim Vater und kommt nur sehr selten zur Mutter. Er wurde am ersten Tag von der Erzieherin zu uns gebracht, ging ohne ein Wort zu sagen in die Garderobe, fing aber sofort zu weinen an, faßte mich an der Hand und zog mich fortwährend nach der Türe und schrie dabei: „Tante Bertl." Ich versuchte ihn zu trösten, wollte ihn auf Dinge der Umgebung aufmerksam machen, wie Lichtschalter, Wasserleitung usw. Es sind dies Dinge, die den meisten Kindern über ihren ersten Schmerz hinweghelfen, die ihnen Gelegenheit zu erwünschter und verblüffender Tätigkeit bieten. Bei Theo nützte alles nichts. Als ich ihm sagte, in einem Zimmer könne man doch nicht so schreien, weinte er etwas leiser und rief fortwährend mit gefalteten Händen: „Bitte geh mit mir zu Tante Bertl!" An diesem Tag lehnte er beide Mahlzeiten, (Frühstück und Mittagessen) ab. Den ganzen Vormittag hörte er nicht auf zu weinen und zu bitten. Erst als ich ihm mittags seine Überkleider anzog, beruhigte er sich etwas und zeigte ein wenig Interesse für die Umgebung. Beim Weggehen wollte ich ihm die Hand reichen, was Theo entschieden ablehnte. Am zweiten Tag war sein Benehmen anfangs gleich dem am vorigen Tag, nur schrie und weinte er noch viel heftiger. Als sich die Kinder zum Mittagstisch setzten, und damit die Bewegung und der Lärm im Raum aufhörten, wurde Theo ganz ruhig, ging im Raum herum, berührte einige Gegenstände, ging zum Fenster, dann zur Wasserleitung, drehte sie einige Male auf und zu und war dabei sehr interessiert. An diesem Tag gab er mir zum Abschied die Hand.

Den nächsten Tag ging Theo gar nicht zur Türe herein, erst nach längerem Bemühen gelang es seiner Erzieherin ihn bei einem anderen Eingang ins Kinderhaus hineinzubringen. Doch blieb er dort im Windfang sitzen und hielt die Hand seiner Erzieherin ganz fest; als er mich sah, schrie er ganz fürchterlich und wollte unbedingt zur Türe hinaus. Es gelang uns nur schwer, das Kind ein wenig zu beruhigen. Erst als ich ihm sagte, er könne heute gleich wieder fortgehen, wurde er ruhig und fing sogar zu sprechen an und willigte in meinen Vor-

schlag ein, jetzt wegzugehen, aber dafür am nächsten Tag ohne zu weinen ins Kinderhaus zu kommen.

Am vierten Tag ging Theo tatsächlich ohne zu weinen zur Türe herein, gab mir die Hand zur Begrüßung, doch kaum stand er in der Garderobe unter den vielen Kindern, begann er sofort wieder zu weinen. Ich nahm ihn mit zwei anderen Kindern in den Spielsaal hinein, zeigte ihm sein „Zeichen" auf seiner Schublade und sein Kammzeug und diesmal ließ sich Theo leicht von seinem Schmerz ablenken. Den ganzen Vormittag hielt er sich mit einer Hand an mich fest, mit der anderen Hand zog er einen Sessel hinter sich her und sobald ich mich zu einem Kinde setzte, nahm auch Theo auf seinem Sessel Platz und schaute sehr interessiert zu. Dabei hielt er aber immer den Sessel und mich fest. Sowie ich aufstand, ging auch Theo in der vorher beschriebenen Art wieder mit. Dies ging so den ganzen Vormittag. (Wir haben zwei Größen von Sesseln, alle Kinder wollen immer die „größeren" haben, auch Theo hatte trotz seines Schmerzes, den kleinen Sessel, den er erst in die Hand genommen hatte gegen einen größeren ausgetauscht.) Mittags sagte ich Theo, jetzt müsse er mich loslassen und sitzen bleiben. Ich führte ihn zu einem Tisch, an dem schon zwei Kinder Platz genommen hatten und auf das Essen warteten. Auch Theo hatte Teller, Schüsserl und Besteck vor sich, doch als der „Kellner" mit Gemüse zu ihm kam, lehnte er ab. Auch als ich ihm anbot, sagte er, er habe keinen Hunger. Zufällig ließ ich eine Schüssel mit Kartoffeln auf seinem Tisch stehen und als ich mich umdrehte, um sie zu holen, sah ich eben, wie Theo mit der Hand in die Schüssel griff und eine ganze Hand voll Kartoffeln in den Mund steckte. Dies wiederholte er einige Male, doch nur dann, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Er hatte richtigen Hunger, aber er unterdrückte ihn lieber, als daß er von dem ungeliebten Menschen Essen angenommen hätte. Daraufhin ließ ich ein Tablett mit Mehlspeise auf Theos Tisch stehen, diesmal nahm sich Theo mit beiden Händen Mehlspeise auf sein Teller und aß beide Stücke auf.

Der nächste Tag ist der fünfte von Theos Kinderhausbesuch. Diesmal kommt er mit einem ganz vergnügten Gesicht herein, weint auch in der Garderobe nicht mehr und ist an der Umgebung viel interessierter als die Tage vorher. Doch auch heute geht Theo wie tagsvorher mit dem Sessel in der Hand immer mit mir. Während die anderen Kinder beim Gabelfrühstück sitzen, zeige ich Theo ein Vergrößerungsglas und zum ersten Mal läßt er den Sessel und mich los, geht allein im Raum herum, um sich verschiedene Gegenstände mit dem Vergrößerungsglas anzuschauen. Sobald aber Kinder wieder im Raum herumgehen, bleibt Theo mit seinem Sessel wieder neben mir.

Mittags geht er allein zu Tisch und als der Kellner mit der Schüssel zu ihm kommt, nimmt sich Theo eine große Portion heraus, die er mit Appetit aufißt. Während er sich später seine Überkleider anzieht, spreche ich mit seiner Erzieherin und sie erzählt, daß Theo vom ersten Tage an nur Gutes vom Kinderhaus spricht und immer wieder betont, wie besonders schön es dort sei. Von jetzt an kommt Theo gerne ins Kinderhaus, ist sehr lebhaft und immer gut gelaunt. Besondere Freude bereiten ihm die Wirtschaftsarbeiten, die er sehr geschickt ausführt. Die Butterbrote, die Theo bestreicht, sind sehr dick, aber schön gleichmäßig und appetitlich gestrichen. Auch Schokolade reibt er mit großer Ausdauer. In der zweiten Woche ist Theo nicht mehr als „neues" Kind zu erkennen, so sicher und wohl fühlt er sich in seiner Umgebung. Es war dies ein schmerzhaftes, aber dafür ein ziemlich rasches Eingewöhnen. Manchmal dauert die Übergangszeit vierzehn Tage und noch länger und stellt alle Beteiligten auf eine harte Probe.

PÄDAGOGISCHE ERWÄGUNGEN

Wenn ein Kind beim Eintritt in den Kindergarten weint, so ergibt eine Anfrage in den meisten Fällen, daß das Kind schon einmal eine Trennung von einer geliebten Person miterlebt hat (wie es ja auch bei Theo der Fall war) oder daß ihm mit der Trennung gedroht wurde. Der Grund des Weinens beim Kindergarteneintritt wäre also die Angst vor dem Verlust einer geliebten Person, der Mutter. Tatsächlich bedeutet der Eintritt eine solche Umwälzung im Leben des Kindes, daß wir uns nur wundern müssen, wenn ihn viele Kinder scheinbar ohne Zeichen einer Störung überstehen. Das Kind ist zeitlich noch so mangelhaft orientiert, daß es fürs erste eine zeitliche Trennung — für einige Stunden — von einer dauernden trotz aller Versprechungen nicht zu unterscheiden vermag. Wenn nicht das Beispiel älterer Geschwister diese Trennungsangst korrigiert hat, so bekommen diese wenigen Stunden wohl bei den meisten Kindern die Bedeutung einer unabsehbar langen — dauernden Trennung.

Wir haben in diesem Schuljahr über die Eingewöhnung einer Anzahl Kinder Beobachtungen angestellt und schriftlich festgehalten. Etwa die Hälfte aller Kinder gewöhnt sich ohne Schwierigkeiten ein. Von den anderen konnten wir folgendes feststellen: Manche weinten morgens, wenn sie gebracht wurden; größer war die Zahl derjenigen, die meist nach Tisch weinten, sobald die Kinder in einem gemeinsamen Ruheraum sich niederlegten. Manche dieser Kinder dürften das Niederlegen für das abendliche Schlafengehen gehalten und darin die Bestätigung gesehen haben, nun wirklich aus dem Elternhaus fortge-

kommen zu sein. Oder sie vermißten beim Niederlegen mehr als sonst während des Tages im Kinderhaus die gewohnte und geliebte Form der Fürsorge, ihr Schlafzeremoniell. Vielleicht war auch das Schlafengehen unerwünscht und verstärkte den früher unterdrückten Trennungsschmerz.

Andere Kinder fügen sich scheinbar ohne Schwierigkeiten ein, aber nach ein bis zwei Wochen kommen sie dann doch morgens nur ungern und gezwungen zu uns. Anna Freud führt diese verspätete Reaktion unter anderen auch auf den Umstand zurück, daß die Kinder von den vielen auf sie einstürmenden Eindrücken anfangs nur einen ganz geringen Bruchteil apperzipieren, daher auch anfangs die vielen Kinder gar nicht sehen. Sobald sie sie dann doch wahrnehmen, stellt sich die Angst vor ihnen ein.

Bei Theo konnten wir die für die Eingewöhnung typischen drei Stufen beobachten. Sein Interesse galt zuerst, und diese Erfahrung läßt sich sehr leicht verallgemeinern, leblosen Dingen im Kinderhaus, an denen er sich betätigen konnte. Vielleicht hatte Theo bisher den Erwachsenen bloß zusehen dürfen, wenn sie den Wasserhahn oder den Lichtschalter benützten, er hat sie vielleicht beneidet oder bewundert und nun lädt ihn der für ihn in Reichweite angebrachte Schalter selbst zu dieser Tätigkeit ein. Vielleicht ist es aber auch gar nicht die Anlehnung an die Handlungen der Erwachsenen, die hier den ersten Schritt zur Eingewöhnung ermöglichte, sondern eine dem Kind eigene tiefere Beziehung zu den leblosen Dingen. An diese Phase der Eingewöhnung schließt sich die zweite, die Anlehnung an die Lehrerin an. In ihrem Schutz bekommt er erst ein Stück Bewegungsfreiheit und dann auch allmählich eine gute und herzliche Beziehung zu ihr. Zu den anderen Kindern ist er anfangs noch ganz beziehungslos.

Wenn Mütter die kleinen Kinder auf die angenehmen Vorteile des Kindergartens aufmerksam machen wollen, so weisen sie meist auf „die vielen, lieben Kinder" hin. Die Beobachtung lehrt aber, daß der Ankömmling durch die vielen Kinder nur in Schrecken versetzt wird. Erst nach einer gewissen Zeit wird das „neue" Kind fähig, das Treiben und die Annäherung der anderen Kinder (bei uns über dreißig in einer Gruppe) zu ertragen und mit ihnen allmählich Freundschaften zu schließen. Als abgeschlossen kann die Eingewöhnung erst dann bezeichnet werden, wenn sie diese dritte Stufe erreicht hat. Ihr Weg führt vom Interesse für einzelne, besondere Gegenstände über die Anlehnung an die Lehrerin zur guten Beziehung mit den anderen Kindern.

KINDERANALYSE

Aus der Analyse eines Zweijährigen

Von Editha Sterba, Wien

Bevor ich mit der Darstellung der Behandlung eines kleinen, zweijährigen Knaben, der wegen chronischer Stuhlverstopfung zu mir gebracht wurde, beginne, möchte ich ein Problem, das sich mir während der Behandlung dieses Falles aufdrängte, kurz formulieren.

Ich legte mir im Verlaufe dieser Behandlung die Frage vor, ob und inwieweit sich die in ihr angewandte Technik von der einer typischen Kinderanalyse unterscheidet. Anna Freud sagt in ihrer Arbeit „Zur Theorie der Kinderanalyse" (Int. Zeitschr. für PsA, Bd. XIV, S. 160): „Zur Kinderanalyse müssen wir alle jene Fälle rechnen, bei denen das Über-Ich noch keine rechte Selbständigkeit erlangt hat, noch allzu deutlich seinen Auftraggebern, den Eltern und Erziehungspersonen zuliebe arbeitet und in seinen Forderungen alle Schwankungen des Verhältnisses zu diesen geliebten Personen wie auch alle Veränderungen in deren eigenen Ansichten mitmacht. Auch hier arbeiten wir wie in der Erwachsenenanalyse rein analytisch, soweit es sich darum handelt, schon verdrängte Teile des Es und des Ichs aus dem Unbewußten zu befreien. Die Arbeit am kindlichen Über-Ich aber ist eine doppelte: Analytisch in der historischen Zerlegung von innen her, soweit das Über-Ich schon Selbständigkeit erlangt hat, aber außerdem erzieherisch beeinflußt von außen her durch Veränderungen im Verhältnis zu den Erzieherpersonen, durch die Schaffung neuer Eindrücke und durch die Revision der Anforderungen, die von der Außenwelt an das Kind gestellt werden." Wenn mein kleiner Patient Georg auch täglich für eine Stunde zu mir gebracht wurde, wenn er auch verstand, daß dies zur Behandlung und Behebung eines bestimmten Symptoms geschah und damit die äußeren Bedingungen für eine Kinderanalyse gegeben schienen, so wies doch der Verlauf dieser Behandlung verschiedene Abschnitte auf, während deren es fraglich erscheinen konnte, ob die Bezeichnung „Kinderanalyse" im Sinne der Begriffsbestimmung Anna Freuds berechtigt sei. Nach beendigter Darstellung des Falles und seiner Analyse will ich auf dieses Problem zurückkommen. Es schien mir aber nützlich, es gleich

anfangs dem Leser zu zeigen und es ihm in der Darstellung der Behandlung zu entwickeln.

Für die Darstellung des Falles und die psychologische Einsicht in seine Struktur war es von außerordentlichem Vorteil, daß die zahlreichen sorgfältigen Beobachtungen der zwar analytisch ungeschulten, aber ziemlich vorurteilsfreien Umgebung des kleinen Georg eine fast vollständige Übersicht über das wechselvolle Verhalten des kleinen Jungen während der Behandlung möglich machten.

Georg war 26½ Monate alt, als er wegen einer mehrere Monate dauernden, deutlich psychogen bedingten Stuhlverstopfung zu mir gebracht wurde.

Er ist ein einziges Kind; beide Eltern sind jung, körperlich und seelisch durchschnittlich gesund. Bei einigen entfernteren Familienmitgliedern finden sich anale Charakterzüge, wie Geiz, Sparsamkeit, Pedanterie. Die Eltern arbeiten tagsüber in verschiedenen Geschäften als Angestellte, sie leben in bescheidenen, aber auskömmlichen Verhältnissen und hängen mit großer Liebe an ihrem kleinen Jungen, den sie sich möglichst vorurteilsfrei und verständnisvoll zu erziehen bemühen. Sie waren immer bestrebt, alle unangenehmen und angsterregenden Eindrücke von ihm fernzuhalten, ließen ihm alle erdenkliche Freiheit, waren nie besonders streng, grob oder unfreundlich mit ihm. Man hatte alle seine Fragen wahrheitsgetreu zu beantworten sich bemüht, ihm nichts verheimlicht und immer versucht, ihm soviel Verständnis als möglich entgegenzubringen.

Georg selbst ist ein normal entwickeltes, vielleicht etwas zartes Kind; er ist sehr hübsch und in seiner Wesensart von einem ganz besonderen Liebreiz, dem sich kein Erwachsener entziehen kann. Wo immer er hinkommt, bemühen sich alle Menschen um ihn, er steht sofort im Mittelpunkt des Interesses und wird überall sehr verwöhnt. Er ist weder schüchtern noch scheu, aber auch kein Schmeichler und niemals zudringlich. Er ist sich aber der Anziehung, die er auf andere ausübt, voll bewußt und nimmt alle ihm dargebrachten Huldigungen mit Selbstverständlichkeit entgegen. Für sein Alter muß man ihn als sehr intelligent und aufgeweckt bezeichnen, er beobachtet alles, will alles verstehen und wissen und macht in seinem ganzen Wesen den Eindruck einer voll entwickelten, selbständigen, kleinen Persönlichkeit, die genau weiß, was sie will. Er hat anscheinend zu seinen beiden Eltern eine gute Beziehung, ist aber weder sehr zärtlichkeitsbedürftig noch übermäßig anhänglich, er wirbt nie um die Zuneigung der Umgebung, denn er ist viel zu sehr daran gewöhnt, daß man sich immer um ihn bemüht, da ja alle Menschen ihn so reizend und entzückend finden.

Bei Beginn der Behandlung war seine sprachliche Entwicklung schon sehr weit vorgeschritten; er sprach ganz korrekte Sätze in der Ich-Form, verwendete nur selten noch die dritte Person, wenn er von sich sprach. Auch schwierige Satzkonstruktionen mit Nebensätzen waren ihm geläufig, und er verstand alles, was man ihm sagte.

Von seiner frühesten Entwicklung konnte ich von der Mutter an Hand eines sorgfältig geführten Tagebuches genauen Bericht erhalten. Nach normaler Geburt verlief die erste Säuglingszeit ganz ohne Schwierigkeiten. Mit drei Wochen zeigte sich eine Verstopfung, wie sie bei Brustkindern nicht selten beobachtet wird, und auf Anraten des Kinderarztes wurde Georg bis zum Ende des vierten Monats fast täglich ein Einlauf verabreicht. Er hatte niemals spontan Stuhl in dieser Zeit, immer erst nach einem Einlauf. Nach dem Ende des vierten Monats genügte meist das bloße Einführen des Darmrohrs, um eine Entleerung herbeizuführen. Als der Kleine mit sechs Monaten abgestillt wurde, verschwand die Obstipation sofort und er hatte von da an ganz normalen Stuhlgang.

Mit neun Monaten begann man ihn aufs Töpfchen zu setzen. Anderthalb Monate später defäzierte er das erste Mal in den Topf. Sehr bald danach fiel der Mutter auf, daß er zu dieser Zeit immer raunzte und greinte, also deutlichen Unwillen zeigte, wenn man den Topf mit seinem Stuhl aus dem Zimmer trug.

Mit dreizehn Monaten wollte er sich einmal absolut nicht im After messen lassen, ein halbes Jahr später ließ er es sich eher gefallen; er hatte zu dieser Zeit etwa zwei Monate lang erhöhte Temperatur und mußte viel gemessen werden. Man wird bei diesem Kind eine starke Betonung der analen Libido annehmen dürfen, die, wenn sie sich auch auf eine konstitutionelle Analität gründet, durch die andauernden Einläufe in den ersten Monaten eine wesentliche Verstärkung erfahren haben mußte.

Die eigentliche Reinlichkeitserziehung war dem Kindermädchen Minna überlassen, da die Mutter sich aus beruflichen Gründen nicht darum kümmern konnte. Soweit die Mutter es beobachten konnte, gab es dabei keine besonderen Schwierigkeiten. Das Kindermädchen war, wie es schien, geduldig und zeigte sich nicht zu streng in den Reinlichkeitsforderungen. Allerdings konnte die Mutter das nicht so genau beobachten, da sie sehr wenig zu Hause war und außerdem der Reinlichkeitserziehung keine besondere Beachtung schenkte, weil alles normal und gewöhnlich zu verlaufen schien. Im Alter von eineinhalb Jahren war der kleine Georg fast ganz rein, man mußte ihn nur an die Verrichtung seiner Bedürfnisse erinnern; es kam aber nie vor,

daß er Stuhl oder Urin in die Hose ließ. Mit dem Stuhlabsetzen selbst gab es gar keine Schwierigkeiten, er litt niemals an Verstopfung. Aus dieser Zeit berichtet mir die Mutter nur einen Vorfall, der ihr nicht alltäglich erschien. Wie alle Kinder machte Georg zu der Zeit, da er bei Tag schon ganz rein war, noch bei Nacht das Bett manchmal naß, weil man ihn zum Urinieren nicht aufwecken wollte. Man gab ihm deshalb eine Ankerbinde, um das Naßwerden des Bettes zu verhindern. Die Binde war für ihn nichts Ungewohntes, da er sie früher monatelang auch bei Tag getragen hatte. Das Einnässen bei Nacht dauerte aber einige Wochen fort, nachdem der Kleine schon bei Tag ganz stubenrein war und die Mutter meinte rein gefühlsmäßig, es müßte da etwas nicht in Ordnung sein. Auf Empfehlung einer Bekannten kam die Mutter zu mir in die Erziehungsberatung und fragte mich um Rat, wie sie dem Kleinen am schnellsten das Einnässen bei Nacht abgewöhnen könnte. Da ich vermutete, daß Georg das Anlegen der Ankerbinde gerade während der Nacht, also wenn er entkleidet war, als Verbot, sein Glied zu berühren, auffassen müsse, und daß das Einnässen eine Ersatzbefriedigung für das Spielen mit dem Glied sei, riet ich der Mutter, die Ankerbinde versuchsweise wegzulassen. Meine Vermutung erwies sich als richtig, von dem Tag an, wo man ihm die Ankerbinde nicht mehr anlegte, blieb er in der Nacht trocken. Er sagte dann auch einige Male am Abend sehr befriedigt: „Georg keine Binde mehr braucht, darf Lulu angreifen."

Im ersten Lebensjahre hatte Georg das elterliche Schlafzimmer geteilt. Da er aber bisweilen in der Nacht aufwachte, und unruhig schien, gab man ihm ein eigenes Zimmer, in dem er dann ruhig und ohne Angst vor dem Alleinsein schlief. Er zeigte zu dieser Zeit überhaupt keine sehr große Anhänglichkeit an die Eltern, war nicht traurig, wenn sie fortgingen, sondern meist freundlich oder lustig gestimmt.

Als er sechzehn Monate alt war, konnte die Mutter zum ersten Mal Angst bei ihm beobachten. Sie brachte den Kleinen gerade zu Bett, als ein Bekannter von Georgs Vater zu Besuch kam. Georg, der bisher mit allen fremden Leuten freundlich, nett und niemals ängstlich gewesen war, erschrak plötzlich sehr über den Besuch, zeigte auf einmal große Angst und begann zu weinen, als die Mutter mit dem Bekannten sprach. Alle Versuche der Mutter, ihn den Fremden gegenüber zutraulicher zu machen, hatten nur die entgegengesetzte Wirkung. Er wollte auch nicht allein einschlafen, wachte in der Nacht schreiend auf, stand aufrecht im Bett, als die Mutter zu ihm kam, klammerte sich angstvoll an sie, schaute ängstlich im Zimmer herum und wollte nicht allein bleiben. Als er dann auch einige Tage lang

immer angstvoll zu weinen begann, wenn die Mutter fortging, kam die Mutter neuerlich zu mir, um sich Rat zu holen. Ich meinte, die Angst des kleinen Georg hänge mit der Befürchtung zusammen, er könne die Mutter vielleicht an den fremden Mann verlieren, vielleicht sei etwas ähnliches mit dem Kindermädchen vorgekommen; ich riet der Mutter, das Kindermädchen unauffällig zu beobachten. Die Mutter ertappte darauf wirklich das Kindermädchen, wie sie während des täglichen Spazierganges mit dem Kleinen im Park mit ihrem Freund zusammentraf und begreiflicherweise während dieser Zeit sich wenig um Georg kümmerte. Es stellte sich heraus, daß diese Zusammenkünfte schon einige Male vorgefallen waren und das Mädchen gab zu, daß Georg sich gegen ihren Verehrer sehr ablehnend gezeigt und Angst vor ihm gehabt hatte. Diese Zusammenkünfte wurden eingestellt und es schien daraufhin, daß der Kleine sich wieder völlig beruhigte. Er weinte nicht mehr, wenn die Mutter ihn verließ und zeigte keine Angst vor fremden Personen. Erst während der Behandlung des kleinen Georg erinnerte sich die Mutter an einen Vorfall aus dieser Zeit, der nicht nur für Georgs spätere Obstipation, sondern sicher auch für das Auftreten dieser Angst von Bedeutung war. Knapp vor dem ersten Auftreten dieser Angst hatte Georg einen heftigen Darmkatarrh gehabt. Obwohl er damals schon ins Töpfchen Stuhl absetzte, konnte er natürlich flüssigen Stuhl nicht solange zurückhalten, bis man ihn aufs Töpfchen setzte. Er beschmutzte sich einige Tage lang mindestens fünfmal im Tag und das Mädchen sagte einmal sehr ärgerlich und grob zur Mutter: „Wenn er nur rechtzeitig rufen möcht' und sich solang zurückhalten, bis ich ins Zimmer komme." Die Mutter beachtete diese Äußerung nicht weiter, weil Minna sich sonst immer geduldig und gar nicht ärgerlich zeigte, wenn er sich beschmutzte. Die Angst des Kleinen stand, wie sich später in der Behandlung zeigte, aber nicht nur mit dem Verhalten des Kindermädchens während seines Darmkatarrhs im Zusammenhang. Er hatte offenbar Angst, die Mutter wie das Kindermädchen, von der er wußte, daß sie wegen des Beschmutzens auf ihn böse war, an den fremden Mann zu verlieren und allein zu bleiben. Er flüchtete vor dem allzu strengen Kindermädchen zur Mutter und wollte daher nicht, daß sie fortgehe und ihn allein mit ihr lasse.

Die ersten Anzeichen von Verstopfung bemerkte man, als Georg zwanzig Monate alt war. Vom Abstillen an, das heißt seit dem sechsten Monate hatte er nie an Obstipation gelitten, er bekam auch nie einen Einlauf, da alles in Ordnung ablief. Allerdings war die Mutter nie zu Hause. Er hatte immer Stuhl während ihrer Abwesenheit und sie glaubte dem Bericht Minnas, daß alles in Ordnung sei, weil das Kind

gesund und lustig war. Während des Sommerurlaubs, den die Mutter mit dem Kleinen zusammen verbrachte, fiel ihr auf, daß der Kleine sich weigerte, in Gegenwart von Vater oder Mutter zu defäzieren. Er wollte nur Stuhl absetzen, wenn er mit dem Kindermädchen allein war. Die Mutter beobachtete dies anfangs nicht besonders, da ja Georg immer sehr viel mit dem Kindermädchen allein gewesen war und sie selbst sich nie um die Reinlichkeitsgewöhnung hatte kümmern können. Aber im Laufe der Zeit nahm die Mutter einige Veränderungen wahr, die ihr auffielen. Georg schien wieder ängstlich zu sein, er bat am Abend, man solle ihn bei Nacht fest in die Decke einwickeln, um ihm warm zu machen. Er stand oft allein in einer Zimmerecke und war sehr still und gedrückt. Er fürchtete sich auch vor Geräuschen, deren Herkunft er nicht sofort ermitteln konnte. So war er zum Beispiel ängstlich, wenn man in der Wohnung im nächsthöheren Stockwerk einen Staubsauger benützte, dessen Geräusch man durchhörte, und beruhigte sich erst, nachdem man es fertiggebracht hatte, ihm die Ursache des Geräusches zu erklären. Angst trat besonders dann auf, wenn er glaubte, schlimm gewesen zu sein, und in dieser Zeit hatte er oft deutlich ein schlechtes Gewissen, ohne daß man besonders viele oder strenge Forderungen an ihn gestellt hätte. Da die Mutter außerdem auch bemerkte, daß das Kindermädchen den Fragen des besonders intelligenten und aufgeweckten Kindes nicht mehr gewachsen war, nahm sie eine junge Kindergärtnerin für den halben Tag. Sie wollte dadurch auch eine langsame Ablösung des kleinen Georg vom Kindermädchen einleiten, weil es ihr schon längere Zeit bedenklich erschien, daß Minna den kleinen Jungen, den sie immer schon sehr geliebt und bewundert hatte, in der letzten Zeit mit Zärtlichkeitsbeweisen geradezu überschüttete und darin nicht einzuschränken war, auf der anderen Seite aber manchmal unbegründete Strenge zeigte. Von dem Tage an, als die Kindergärtnerin Georg betreute, wurde es ganz deutlich, daß der kleine Georg an einer psychisch bedingten Stuhlverstopfung litt. Das Kindermädchen hatte zwar immer berichtet, mit seinem Stuhl sei alles in Ordnung und er gehe ganz regelmäßig. Aber seit er nicht mehr nur in ihrer Obhut war, hatte er nie mehr regelmäßigen Stuhl, so daß man annehmen mußte, trotz der Angaben Minnas sei früher nicht alles in Ordnung gewesen. Er verlangte nicht spontan das Töpfchen, um Stuhl abzusetzen; wenn man ihn daran erinnerte, hatte er tausenderlei Ausflüchte, um das Geschäft für den ganzen Tag aufzuschieben, und wenn man ihn endlich zwang, sich auf den Topf zu setzen, blieb er lange sitzen, ohne zu defäzieren. Forderte man ihn dann energischer zum Stuhlabsetzen auf, so schrie er unaufhörlich: „Ich will nicht drücken." Hatte er es auf diese Weise zustande ge-

bracht, seinen Stuhl einige Tage hindurch zurückzuhalten, dann wurde er ganz appetitlos, war blaß und gedrückt und konnte fast nichts mehr essen. Es kam dann einige Male dazu, daß man ihm einen Einlauf verabfolgen mußte, wenn die gebräuchlichen Abführmittel nicht mehr genügend gewirkt hatten. Beim Einlauf gab es immer Szenen, Geschrei und Gebrüll, denn zu dieser Zeit wehrte er sich aus Leibeskräften gegen jeden Einlauf. Alle pädagogischen Versuche, wie liebevolles Zureden, Versprechungen u. s. f., aber auch Bösesein und Strafen waren gänzlich wirkungslos. Auch das Kindermädchen konnte jetzt, seit ihr Georg nicht mehr allein überlassen war, gar nichts mehr ausrichten. Er hatte zu dieser Zeit niemals spontan Stuhl, Medikamente wirkten nur sehr selten, wenn man ihm ein Zäpfchen verabreichte, verstand er dieses sofort auszustoßen und den Stuhl doch zurückzuhalten. Auch verschiedene vom Kinderarzt verordnete Diätversuche hatten keinen Erfolg, es kam sogar soweit, daß Georg Kompott und Obst ablehnte, weil er verstand, daß man damit seinen Stuhlgang beeinflussen wollte. Er hatte sonst beim Essen niemals Schwierigkeiten gemacht. Verschiedene zu diesem Zeitpunkt vorgenommene organische Untersuchungen auf irgendwelche anatomische Veränderungen, die der Obstipation hätten zugrunde liegen können, verliefen gänzlich resultatlos. Ungefähr um die Zeit, als der kleine Georg zwei Jahre alt wurde, hörte die Mutter einmal, wie das Kindermädchen Minna, das mit dem Kind im Nebenzimmer spielte, zu Georg sagte: „So drück mich doch, man muß halt ein bissel fester drücken.“ Sie betrat daraufhin das Zimmer und sah, wie das Mädchen sitzend den kleinen Georg zwischen ihre Schenkel preßte und ihn heftig abküßte, wobei er ein ängstliches Gesicht machte und ihr zu entkommen strebte. Da der Mutter die übertriebene Zärtlichkeit des Mädchens dem Kleinen gegenüber schon längere Zeit nicht angenehm gewesen war und da sie auch einen Zusammenhang zwischen Georgs: „Ich will nicht drücken“ und der Aufforderung des Mädchens vermutete, beschloß sie, das Mädchen sofort zu entlassen. Sie nahm ein älteres, gesetzteres Mädchen auf, das neben Georgs Pflege auch den Haushalt versah. Erstaunlicherweise zeigte Georg, der doch über ein Jahr mit Minna zusammen gewesen war, fast gar keine Reaktion auf die plötzliche und für ihn ganz unerwartete und unverständliche Trennung. Denn die Mutter entließ das Mädchen so rasch, daß dieses nicht einmal Zeit hatte, dem Kleinen von ihrem Weggang Mitteilung zu machen, oder sich von ihm zu verabschieden, sie war nur für ihn auf einmal nicht mehr da. Er schloß sich gleich und ohne sichtbare Angst an die neue Hausgehilfin an, die ihn im übrigen auch sehr bald restlos bewunderte und vergötterte, wie ja alle Menschen, die mit ihm zu tun

hatten, dazu beitrugen, seinen Narzißmus zu vergrößern und zu verstärken.

Nachdem der kleine Georg drei Wochen nicht mit einem Wort das Kindermädchen Minna erwähnt oder gefragt hatte, hörte die Mutter eines Tages, wie er leise beim Spielen sagte: „Minna soll nicht wieder kommen, Minna Georg immer Einlauf gemacht.“ Und dann stieß er öfter einer Gummikatze einen Bleistift in die Aftergegend und sagte dabei: „Georg Katze Einlauf macht, weil jetzt nicht drücken will, denn Katze ist schlimm, darf nicht in Park gehen.“ Da das Kindermädchen immer betont hatte, sie bringe Georg bei der Reinlichkeitsgewöhnung dazu, zu der von ihr gewünschten Zeit Stuhl abzusetzen, vermutete die Mutter, daß das Mädchen ihn vielleicht durch Einführen des Darmrohres gezwungen hatte, Stuhl abzusetzen, wann sie es wollte. Der Kleine versuchte also offenbar, hier ein Stück passiven Erlebens aktiv zu wiederholen. Auf näheres Befragen aber gab er gar keine Auskunft und blieb, was Minna betraf, so verschlossen, wie er es bisher gewesen war.

Georgs Beziehungen zu seiner Umgebung waren in dieser Zeit trotz der Kämpfe, die es immer wegen des Stuhlabsetzens gab, nicht schlechter geworden. Den Eltern gegenüber war er nach wie vor freundlich und liebenswürdig, wenn auch ein bißchen zurückhaltend; nur die Kindergärtnerin, die seit einigen Monaten täglich einige Stunden bei ihm war, lehnte er mit der Begründung ab: „Sie soll nicht mehr kommen, weil sie will, daß ich a-a mache.“ Schließlich kam es sogar soweit, daß er alle Personen seiner Umgebung von vornherein gänzlich ablehnte, wenn er vermutete, daß sie ihn zum Stuhlabsetzen bringen wollten, bevor man noch recht einen Versuch, ihn in der Richtung zu beeinflussen, hatte machen können. Merkte er dann, daß man von dieser Absicht abstand, dann war er wieder lieb und zutraulich. Er war auch allen Speisen und Medizinen gegenüber sehr mißtrauisch und lehnte alles ab, worin er ein Abführmittel vermutete.

Georg schien im allgemeinen nach dem Abgang Minnas etwas angstfreier und weniger gedrückt. Man beobachtete auch zu dieser Zeit, daß er öfter und ungeniert onanierte. Das hatte er schon früher nach dem Ablegen der Ankerbinde getan und die Eltern hatten ihn dabei niemals gehindert oder eingeschüchtert. Doch hatte er trotzdem Angst, offenbar im Anschluß an die Drohungen, die ihm Minna gegeben hatte. So sagte er oft: „Wenn Georg Ofen angreift, kommt der Kohlenmann heraus, der beißt mir den Finger und die Nase ab, hat die Minna gesagt.“ Auch erfuhr man, daß aus dem Kasten oder aus der Lade ein Mann herauskommen könne, der ebenfalls beißen werde. Sein ängstliches Schauen nach der Tür, die Angst vor unbekannten

Geräuschen und vor dem fremden Besuch darf als der Ausdruck der gleichen Angst angesehen werden. Als ihm der Vater einmal das Pyjama anzog, sagte er zaghaft: „Die Mutti laßt den untersten Knopf immer offen." Das war auch wirklich so. Dem Vater war das nicht bekannt gewesen und der Kleine wollte sich offenbar seiner Zustimmung versichern.

Sein Interesse für sexuelle Dinge war in dieser Zeit vorwiegend auf alles, was mit Analem zusammenhing, konzentriert. So forderte er den Vater einmal auf: „Vati, zieh dich aus, ich will deinen nackten Popo anschauen." Und ein anderes Mal fragte er: „Mutti, hat der Briefträger auch einen Popo und der Wachmann und alle Leute?" Oft stellte er eine sonderbare Bitte an den Vater: „Führ mich am Popo Eis, Vati." Dabei möchte ich betonen, daß Georg oft gleichaltrige Kinder nackt gesehen hatte, daß sich die Eltern nie besonders prüde und verschämt gebärdeten und daß man ihm alle Fragen beantwortete. Für das Lulu, so bezeichnete er Penis und Urin, zeigte er kein Interesse und fragte nie danach. Er sprach aber nie vom Stuhlabsetzen, vermied ängstlich jedes Gespräch über dieses Thema und niemand in seiner Umgebung konnte trotz eifriger Bemühungen etwas anderes über seine Obstipation erfahren, als das stereotype: „Ich will nicht drücken." Ein einziges Mal verriet er die besondere Wertschätzung, die er seiner Körperausscheidung zuteilte. Er bekam einen großen, länglichen, wurstförmigen, roten Luftballon, wußte sich vor Begeisterung darüber nicht zu fassen und rief laut: „Auf den werde ich zwei Wursti drauf machen." Es war dies das einzige Mal, daß er vom Stuhlabsetzen sprach; offenbar begeisterte ihn gerade der große rote Luftballon, der wurstförmigen Gestalt wegen, daß er ihn würdig befand, ihn mit etwas zu belegen, was er sonst hartnäckig für sich behielt.

Außerdem konnte man bei Georg um diese Zeit auch schon einige deutlich anal gefärbte Charakterzüge beobachten, die so auffallend waren, daß sie von der durchaus unvoreingenommenen Umgebung vermerkt wurden. Georg war sehr pedantisch, hielt darauf, daß bei seiner Pflege und Wartung alles in genau derselben Reihenfolge ablief, war sehr erpicht auf Reinlichkeit und ein Schmutzfleck auf Kleid oder Tischtuch konnte den Kleinen ganz verzweifelt machen. „Kann man es wirklich ausputzen", fragte er mich oft zu Beginn der Behandlung, wenn am Teppich bei mir Tritte von schmutzigen Kinderschuhen zu sehen waren oder wenn er an seinem Anzug einen Fleck entdeckte. Seine Schuldgefühle, wenn er einen Fleck verursacht hatte, waren für ein so kleines Kind übertrieben und erstaunlich. Auf seinen Trotz hinzuweisen erübrigt sich wohl, da dieser aus den Schilderun-

gen seines Hauptsymptoms deutlich genug hervorgeht. Ich möchte nur besonders betonen, wie konsequent der Kleine im trotzigen Verschweigen verharrte, wenn er monatelang weder vom Stuhlabsetzen noch von Minna, die dabei eine so große Rolle gespielt hatte, auch nur ein Wort erwähnte, obwohl er, wie sich dann herausstellte, ununterbrochen an diese Dinge dachte. Er war auch sehr geizig, wollte nichts von seinem Essen hergeben, wenn man ihn darum bat, man brachte ihn nie dazu, sich von einem Spielzeug zu trennen, auch von einem längst nicht mehr benützten, auch wenn es schon ganz zerbrochen war. Seine Angst vor Geräuschen war besonders auffallend, wenn er etwas in Unordnung gebracht zu haben glaubte oder irgendwo einen Schmutzfleck verursacht hatte.

Da die Obstipation immer ärger wurde, und da auch der behandelnde Kinderarzt sehr zu einer psychischen Behandlung riet, wurde Georg nach einer neuerlichen gründlichen Untersuchung auf eine eventuelle organische Grundlage seiner Obstipation hin, zu mir in Behandlung gebracht. Die Obstipation war seit ungefähr vier Monaten so arg gewesen, daß der Kleine nie ohne Abführmittel Stuhl gehabt hatte. Er weigerte sich andauernd zu defäzieren und hielt den Stuhl manchmal so lange zurück, daß er kaum gehen konnte und der Kot schon beim After herausstand. Wenn sich auch seine Umgebung bemühte, möglichst wenig Aufhebens davon zu machen, so war es doch nur allzu begreiflich, daß sich nach drei, vier Tagen ohne Stuhl das Interesse für den Vorgang nicht verheimlichen ließ, was dem kleinen, besonders intelligenten Jungen nicht verborgen blieb und seinen Trotz sichtlich steigerte. So sagte er einmal, als man den Topf brachte, weil er zu urinieren verlangt hatte: „Ich will nicht." Und meinte dann triumphierend, als man ihm entgegnete, er müsse ja nicht: „Ich weiß aber, du willst mein Lulu gern haben." Das kam beim Urinieren einige Male vor und die Besorgnis der Mutter, sein Zurückhalten könne sich auch auf das Urinieren ausbreiten, war sicher nicht unbegründet.

Er kam gern und willig das erste Mal zu mir. Man hatte ihm gesagt, er werde eine Dame besuchen, die ihn sehr gern kennenlernen wolle. Er war wie immer freundlich und zutraulich und wir verstanden uns gleich sehr gut. Das kleine Holzspielzeug, Häuser, Tiere, Wagen und kleine Personen, das ich ihm vorbereitet hatte, gefiel ihm; aber er sprach das erste Mal wenig, ordnete nur alle Tiere und vermerkte es abfällig, wenn irgendwo ein Stückchen am Spielzeug fehlte oder ein Spielzeug fleckig oder zerkratzt war. Am Heimweg zog er bei der Mutter genaue Erkundigungen nach meiner Person ein, die ich wiedergeben will, weil sie für das Denken dieses 26½ Monate

alten Jungen sehr charakteristisch sind: „ Wo wohnt die Tante Ditha? Wer ist noch bei ihr? Wie heißt der Onkel, was macht der Onkel dort, wohnt er auch da?“ usf. Vor dem Schlafengehen rief er einige Male meinen Namen in seinem Zimmer. Die Mutter fragte ihn, was er gerufen habe. „Gar nichts“, sagte er, „nur Hetzen[1]) mache ich.“ Gleich am Morgen nach seiner ersten Stunde bei mir, sagte er zum Vater, den er bis dahin entschieden der Mutter vorgezogen hatte: „Vati geh fort, ich mag dich nicht.“ Den Eltern fiel das ganz besonders auf, weil er nie zuvor so etwas gesagt hatte. Er versuchte wohl, die Beziehung zu mir zu verheimlichen, zeigte aber auch auf Grund dieser neuen Beziehung zum ersten Male offen, daß er doch nicht so gut zu den Eltern stand, wie man es angenommen hatte. Jedenfalls hatte er, wie aus diesem Verhalten hervorgeht, gleich verstanden, daß ich zu ihm in einem andern Verhältnis stünde, als seine Umgebung und daß er an mir gewissermaßen einen Bundesgenossen gewonnen habe.

In der zweiten Stunde war er viel freier und zutraulicher. Die kleinen Holzpüppchen bekamen schon Rollen in seinem Spiel zugeteilt. Die eine ließ er dabei immer „fix, fix“ rufen, freute sich sehr darüber und lachte mich wiederholt schelmisch an, weil ich das nicht verstand. Auf meine Bitte, mir das zu erklären, stellte sich dann nach längerem Drängen von meiner Seite heraus: „Minna hat immer fix gesagt, wenn sie mir Pracker gibt“ („Fix noch einmal“ ist eine gebräuchliche Abkürzung für „Kruzifix“ als Fluch). Da er auch ängstlich beobachtete, ob ich gegen dieses Wort nichts einzuwenden habe, ermunterte ich ihn vor allem, unzähligemale „fix“ zu sagen. Dabei versicherte er mir dann auch: „Minna oft gesagt, weh dir, dann Georg Pracker gegeben, ich hab dann Angst.“ Obwohl ich mir ja denken konnte, warum Minna fix gerufen und ihm „Pracker“[2]) gegeben hatte, hütete ich mich, von dem verpönten Thema zu reden, und es war sehr auffallend, wie Georg zusehends aufatmete und freier wurde, als ich ihn einfach wegen der Angst vor dem Pracker bemitleidete, ihm versicherte, daß ich dieses Vorgehen des Mädchens verurteile und daß man von mir nie Pracker bekomme. Der kleine Georg rückte immer näher zu mir, wurde immer freier und sagte schließlich, als er ganz sicher zu sein schien, daß ich nicht vom verhaßten Stuhlabsetzen reden werde: „Dir werde ich noch mehr von der Minna erzählen.“ Noch in derselben Stunde traute er sich, Mutti und Minna im Spiel Pracker zu verabreichen, aber gleich darauf konnte man ihm sein großes Schuldgefühl ansehen. Er tat es ein-, zweimal, dann erschrak er und sagte: „Nein, das darf man nicht, da muß ich sehr weinen, ich geb' ihnen keinen Pracker mehr.“ Auch andere Aggressionen traten zu-

[1]) Hetzen heißt Spaß machen.
[2]) Pracker bedeutet Schläge.

tage. So versuchte er, den Ofen anzugreifen, Spielzeug zu zertrampeln, Sachen herunterzuwerfen, lauter Handlungen, für die ihm das Kindermädchen sicher empfindliche „Pracker" verabreicht hatte. Er schied sehr viel freier und, wie sich gleich zu Hause zeigte, aggressiver. Auch sein trotziges Verschweigen hatte eine Änderung erfahren. Er rief fortwährend, „fix, fix", ich hatte es ihm ja erlaubt. Aber die Erklärung, die er zu Hause gab, war sehr auffallend. Als man ihn nach der Bedeutung dieses Wortes fragte, sagte er nur immer wieder: „Fix heißt der a-a Popo." Er bestätigte also meine Vermutung, bei welcher Gelegenheit das Kindermädchen Kruzifix geschimpft und ihm einen Pracker gegeben hatte und damit zeigte er auch, wie ihn dieser Vorgang ständig beschäftigte, was er bisher sehr geschickt zu verheimlichen gewußt hatte.

Da Georg wieder seit zwei Tagen keinen Stuhl gehabt hatte, und er, wie nicht anders zu erwarten war, auch in der dritten Stunde gar keine Miene machte, in seinem Spiel dieses Thema nur im entferntesten zu berühren, versuchte ich dieser Schwierigkeit in einer Form zu begegnen, die ihm keine Möglichkeit zu der üblichen Ablehnung bot. Ich hatte unter den Spielsachen eine runde Holzschachtel, die mit großen verschiedenfarbigen Holzperlen gefüllt war. Während er mit den Püppchen spielte, tat ich so, wie wenn ich die Holzperlen sortieren wollte. Das interessierte ihn natürlich, er wollte das auch tun und war von dem „Kugispiel" besonders entzückt. Immer wieder schüttete er die „Kugis" von der Schachtel auf den Diwan und gab sie wieder in die Schachtel zurück. Die Unermüdlichkeit, die er bei diesem Spiel zeigte, und die für das sonst eher ruhige Kind auffallend laute Freude beim Ausschütten brachte mich auf den Gedanken, dieses Spiel für meine Zwecke weiter zu verwenden. Ich sagte ihm: „Ich kann noch was viel Schöneres mit den Kugis", nahm die Holzperlen mit der Schachtel, schüttete sie rasch in den Ärmel meines Kleides und ließ sie dann ebenso schnell wieder in die Holzschachtel zurücklaufen. Er wollte das gleich nachmachen. Nachdem die Holzperlen aber mit meiner Hilfe im Ärmel seines Sweaters verschwunden waren, wurde er ganz plötzlich sehr blaß, nachdenklich und still und sagte weinerlich: „Ich will die Kugis nicht herausgeben." Ich beruhigte ihn gleich mit den Worten: „Ja, behalt sie nur, ich weiß, du willst sie nicht hergeben, weil du dich fürchtest." Dabei erinnerte ich ihn an den Pracker und an die Drohungen, die er mir im Spiel verraten hatte, ohne dabei direkt von seinem „Ich will nicht drücken" oder vom a-a zu reden. Er behielt die Holzperlen eine halbe Stunde im Ärmel, sagte dann: „Es kratzt" und bat mich, sie herauszunehmen, was ich auch tat. Nach diesem Spiel bemerkte Georgs Umgebung auch

zum ersten Mal, daß er dem Vorgang des Stuhlabsetzens überhaupt irgend ein Interesse widmete, denn bisher hatte er jedes Interesse dafür strikte abgelehnt. Seine Äußerungen, die er an diesem Tage machte, bestätigten auch noch, daß er den Symbolwert dieses Spiels, wie es schon aus seinem Verhalten hervorgeht, verstanden hatte. So fragte er gleich zu Hause nach der Stunde eine kleine besonders geliebte Puppe: „Hast du a-a gemacht?" Beim Spaziergang am Nachmittag erkundigte er sich beim Anblick von Pferdekot: „Wer hat das a-a gemacht?" Als man sagte ein Pferdchen, meinte er sehr renitent: „Nein, Georg hat dieses a-a gemacht." Als man ihn dann aber zu Hause an diesem Tage zum Stuhlabsetzen aufforderte, sagte er, indem er zum ersten Mal seine Form der Ablehnung veränderte: „Ich werde die Wursti nicht herauslassen." Dann ging er wohlgefällig auf dieses Thema weiter ein und sagte: „Fein sind die Wursti, die Tante Ditha hat ein Topfi." Auch bemerkte man, wie er sich mit sichtlicher Freude an diesem Tage oft mit verschiedenen Gegenständen auf seine Rückseite schlug.

In der vierten Stunde wurde wieder fleißig mit den „Kugis" gespielt. Ich leerte sie rasch aus meinem Ärmel heraus, Georg behielt sie in seinem Ärmel drin und sah dabei immer erwartungsvoll auf mich. Obwohl es drei Tage war, seitdem er das letzte Mal Stuhl gehabt hatte, redete ich ihm natürlich gar nicht zu, sondern erinnerte ihn nur daran, daß und warum er sich fürchte, die „Kugis" herauszulassen. Das überhörte er unwillig. Ich ging absichtlich weiter. Da ich wußte, daß der Ärmel von Georgs Sweater sehr eng um das Handgelenk schloß und sich der Kleine sicher hätte sehr plagen müssen, um die Holzperlen ebenso rasch und leicht wie ich es konnte, aus dem Ärmel herauszubringen, sah ich ihn mitleidig und bedauernd an und meinte: „Na ja, du kannst eben die ‚Kugis' nicht herausgeben. Du bist zu klein dazu und es ist zu schwer für dich." Er stutzte, wurde nachdenklich, beutelte vorsichtig mit seinem Arm und gab es dann ängstlich auf. Als man ihn an diesem Tag wie immer ohne Zureden auf den Topf setzte, meinte er ein paar Mal ganz traurig: „Der arme Georg kann das nicht." Auf die Frage seiner Kindergärtnerin, was er nicht könne, sagte er die „Wursti" herauslassen.

Als er das fünfte Mal erschien und ich wieder die Holzperlen rasch und geschickt aus dem Ärmel herausgleiten ließ, sah er mir eine Weile neidvoll zu, riß mir dann die Holzschachtel aus der Hand, schüttete sich die Perlen in den Ärmel und rief triumphierend: „Ich kann das auch, ich will die Kugis selbst herausgeben" und beutelte so lange und so energisch, bis er die Holzperlen auch wirklich aus dem Ärmel herausbrachte. Am Morgen des nächsten Tages verlangte

er spontan in der Früh auf den Topf gesetzt zu werden. Die Kindergärtnerin erfüllte sofort seinen Wunsch, er wollte aber gleich wieder aufstehen und sagte: „Ich kann doch nicht." Ich hatte das erwartet und der Kindergärtnerin gesagt, wenn er aufstehen würde, solle sie ihn stehen lassen und nur sagen: „Ich muß jetzt selbst aufs Klosett gehen." Als sie absichtlich erst nach längerer Zeit zurückkam, hatte der Kleine etwas in die Hose defäziert, war sehr ängstlich und sagte: „Warum kommst du nicht, ich muß sehr schnell a-a gehen." Er wurde gesetzt und produzierte ganz spontan eine bedeutende Stuhlmenge, weil er ja seit vier Tagen gar keinen Stuhl gehabt hatte. Es war das erste Mal, daß er seit dem Weggang des Kindermädchens Minna, also seit vier Monaten spontan Stuhl hatte, und obwohl die Eltern sehr froh darüber waren, beherrschten sie sich meiner Anweisung nach doch soweit, daß der ganze Vorgang Georg gegenüber einfach ignoriert wurde.

Als er am Nachmittag dieses Tages zu mir kam, war er sehr aufgeräumt und lustig, erwähnte aber das Vorgefallene mit keiner Silbe, spielte an diesem Tag auch nicht mit den Holzperlen, die er sonst immer gleich zu Beginn der Stunde verlangte. Ich wußte schon, was vorgefallen war, und hatte Plastilin vorbereitet, das er noch nie gesehen hatte, und über das er sehr begeistert war. Er zögerte zuerst, es anzugreifen, weil ihm die braune Farbe zu verdächtig war, als er mich aber damit hantieren sah, griff er auch hin und sagte ganz plötzlich und ohne jeden Zusammenhang mit dem, was er gerade vorher geredet hatte: „Ich werde morgen um halb elf —" dann unterbrach er sich, zögerte ein wenig, sah mein fragendes Gesicht und meinte lachend: „Na, nur ein Spaß." Georg kannte die Zeit ungefähr und wußte, daß man ihn meist um halb elf Uhr vormittags vor dem Spazierengehen zum Stuhlabsetzen aufgefordert hatte. „Ich werde um halb elf", hieß also: „Ich werde morgen um halb elf Stuhl haben", aber diese Zusage wurde dann gleich zurückgenommen, indem er sie als „Spaß" entwertete. Er hatte also nicht nur den Symbolwert des Plastilins, sondern auch die Bedeutung des Gegengeschenkes, das ich ihm für sein Stuhlhergeben machen wollte, sofort verstanden. Gleich nachdem er das aber gesagt hatte, bekam er wieder Angst, offenbar wegen seiner Weigerung, sah besorgt auf meinen Ofen und erkundigte sich viele Male, ob zu Hause bestimmt kein Männchen aus dem Gasbadeofen herauskriechen und ihm etwas abbeißen könne; auch wenn er das Wasser trotz des Verbots aufdrehte. Das war eine der Drohungen, die das Kindermädchen oft und oft ausgesprochen hatte; davon hatte er mir schon in der ersten Stunde erzählt.

Nachdem nun Georg das erste Mal spontan Stuhl gehabt hatte, trat

sowohl in seinem Verhalten in der Behandlung als auch zu Hause eine ganz wesentliche Änderung ein. Während er früher, wie ich schon erwähnte, nie direkt von seinen analen Interessen auch nur ein Wort verlauten ließ, konnte er jetzt beim Spiel und beim Reden überhaupt nicht mehr von diesem Thema loskommen. So begann er gleich in der nächsten Stunde von mir zu verlangen, ich solle ein „Wursti", also ein Stück Kot aus Plastilin machen. Das geschah natürlich, ich mußte daraufhin unzählige Wurstis machen und sie in seinem Auftrag in eine als Topf bezeichnete Aschenschale werfen, wobei er dann nach und nach aktiv mitzuspielen begann. Dabei erfuhr ich wichtige Dinge über seine Angst vor dem Stuhlabsetzen und erhielt damit die Bestätigung für meine Vermutungen über die Vorgänge bei der Reinlichkeitsgewöhnung. Georg erkundigte sich einmal: „Macht die Tante Ditha a-a? Jeden Tag?" Und als ich dies bejahte, sagte er dann, während wir spielten und er ein Plastilinwursti in den Topf beförderte: „Georg fürchtet sich, das Wursti in den Topf fallen zu lassen. Es macht so Lärm und dann ist es fort." Die Beobachtung der Mutter, daß er schon mit zehn Monaten geraunzt hatte, wenn man seinen Stuhl hinaustrug, findet hier eine Erklärung. Dann sprach er auch offen darüber, daß er eben aus Angst nie a-a machen wollte und erklärte mir: „Wenn Georg nicht a-a macht, hat er immer einen Einlauf von Minna gekriegt." Obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht genug von seiner Angst vor dem Verlust des Kotes wußte, um sie ihm deuten zu können, und ihn also nur oberflächlich beruhigen konnte, war er in den nächsten Tagen immer wieder erleichtert, wenn ich ihn beruhigt hatte, und versicherte mir oft: „Ich werde morgen a-a gehen." Das hielt er auch fünf Tage lang bis zu einem bestimmten Vorfall, den ich später berichte. Dabei war er über seine Leistung jedesmal mehr entzückt und begeistert.

Sehr interessant war es, zu beobachten, daß er in den Tagen, nachdem er sich endlich zum Hergeben seines Stuhls entschlossen hatte, sein Behaltenwollen auf den Urin verschob. Er sagte einige Male zu seiner Kindergärtnerin, während er urinierte: „Ich muß das Lulu in den Popo geben, weil es dorthin gehört." Auch gab er oft die Hände in den Topf und rührte im Urin herum, was er früher nie versucht hatte. Er sagte auch: „Ich will in das Wasserglaserl Lulu machen." Es war also ein Teil des Interesses am Behaltenwollen, das früher nur dem Behaltenwollen des Kotes zugewendet war, jetzt auf den Urin übergegangen.

Das Spiel mit den Holzperlen hatte sich den Umständen gemäß stark verändert. Er forderte meist einige Male im Laufe einer Stunde gebieterisch: „Gib mir die Kugis", steckte sie dann rasch in seinen

Ärmel, beutelte sie ebenso schnell hervor, warf sie dann alle auf den Boden, trampelte auf ihnen herum, wälzte sich auf ihnen und schrie dazu triumphierend: „Jetzt kann der Georg schon die Kugis sehr schnell allein herausgeben, ich war brav, hab a-a gemacht.“ Gleich danach begann er dann, im Plastilin herumzuwühlen und zu kneten und beschmierte sich ganz damit. Er wurde böse, wenn ich das Herausgeben der Perlen nicht genügend bewunderte und sagte immer: „Aber du schaust ja gar nicht, wie gut ich es schon kann.“

Sein Interesse für alles, was mit dem Analen zusammenhing, trat in der Behandlung ständig hervor. So sang er oft: „a, a, a, der Winter, der ist da.“ Dann erkundigte er sich auch, ob Vati, Mutti und alle Leute wirklich a-a machen und fragte unablässig danach, obwohl man ihm das alles schon längst gesagt hatte. Wenn ich ihm in diesen Tagen etwas aus Plastilin geformt hatte, was ihm besonders gefiel, sagte er gnädig: „Ich werde ein Wursti für dich machen.“ Als ich ihm einmal darauf antwortete, ich brauche ja seine Wurstis nicht, war er zuerst betroffen und sagte dann gleich: „Na, dann für mich selbst.“ Als er einmal kleine Würstchen zum Abendessen bekam, war er voll Begeisterung und faßte das sofort als ein Gegengeschenk seiner Mutter auf: „Meine Mutti, weil ich so schöne Wursti mach, krieg ich ein so gutes Würsterl zum Nachtmahl.“

Seinen Fragedrang erstreckte er aber nicht nur auf den Kot, sondern er fragte auch so unablässig nach allem, was er in meinem Zimmer sah, daß ich ihn endlich fragte: „Was willst du denn eigentlich wissen?“ Er sah mich fragend an und sagte dann, auf das Plastilin deutend: „Mach eine Frau.“ Ich modellierte so gut es ging eine Frau mit einem Rock, er riß sofort den Rock weg und sagte: „Mach das Lulu.“ Nachdem ich der Figur ein weibliches Genitale angefügt hatte, sah er sie genau an, riß ihr dann ganz schnell Arme und Beine ab, und nachdem er das getan hatte, hielt er erschrocken inne und griff entsetzt nach seinem eigenen Glied. Ich erfuhr auch von der Kindergärtnerin, daß er sie um dieselbe Zeit gebeten hatte, ihm ihr Lulu zu zeigen und daß er immer wieder versuchte, ihr unter die Röcke zu schauen. Obwohl er früher schon oft kleine Mädchen nackt gesehen hatte, geht aus dem Spiel mit der Plastilinpuppe wohl deutlich hervor, daß er den Geschlechtsunterschied erst jetzt richtig erfaßt hat. Ebenso geht auch aus diesem Spiel hervor, wie er sich das weibliche Genitale entstanden dachte, nämlich durch Ausreißen des Gliedes. Nachdem diese Szene bei mir vorgefallen war, fragte er die Kindergärtnerin öfters, ob er sein Lulu angreifen dürfe, ob alle Leute das dürfen, sie, die Eltern und ich auch. Seine Angst um den Verlust dieses geschätzten Körperteils wurde jetzt ganz manifest. So erkun-

digte er sich bei der Kindergärtnerin ängstlich an diesem Tag beim Urinieren: „Willst du das abbeißen?“ und als es bei mir im Ofen knisterte, sagte er: „Kommt da nicht ein Mann heraus, der mir die Nase abbeißt? Die Minna sagt das.“

Da hatte ich nun die Möglichkeit, ihm eine Determinante seiner Angst, seine „Wurstis“ herzugeben, zu zeigen. Und obwohl es sicher für ein zweijähriges Kind nicht leicht war zu verstehen, daß er ebenso Angst vor dem Verlust des Gliedes wie vor dem der Kotstange habe, verstand er mich doch, wie aus der Antwort auf meine Deutung hervorging: „Die Minna hat immer gesagt: Mit dem Einlauf nehm ich dir's schon fort, wann's mir paßt.“ Es ergab sich aber im Verlauf der nächsten Stunden noch zweimal Gelegenheit, ihm diesen Zusammenhang besonders deutlich zu machen. So weigerte er sich, nachdem er fünf Tage lang Stuhl gehabt hatte, plötzlich wieder zu defäzieren. Mir erzählte er: „Ich hab nicht a-a gemacht, weil die Mutti geschimpft hat. Sie hat gesagt, du wirst schon sehen, was sein wird.“ Mit diesen Worten der Mutter verhielt es sich so. Sie hatte ihm früher einmal gesagt: „Wenn du nicht a-a gehst, wirst du krank, dann bekommst du einen harten Bauch, dann wirst du schon sehen...“ Das Kindermädchen hatte ergänzt: „Man wird dir dann den Bauch *auf*schneiden“ — Georg erzählte mir „den Bauch *ab*schneiden“. Davor hatte er große Angst, wie er mir versicherte. An diese Worte der Mutter erinnerte er sich, als sie ihm jetzt, weil er sehr frech und unfolgsam geworden war, sagte: „Das darf man nicht. Du wirst schon sehen, was sein wird, wenn du nicht folgst.“ Auch erzählte er mir, daß er in dieser Nacht einen Traum gehabt hatte: „Minna ist gekommen, hat mich auf den Popo geschlagen.“ Weil ihn also die Worte der Mutter an die Drohung mit dem Abschneiden des harten Bauchs erinnerten, wollte er seinen Kot nicht hergeben.

Das zweite Mal wurde ihm bei der Straßenbahnfahrt zu mir ein Finger nicht unbeträchtlich in einer Türe gequetscht. Er war außer sich, weinte fortwährend und ließ sich die ganze Stunde von mir trösten und verwöhnen. Zu Hause behauptete er, „ich habe keine Füße und keinen Bauch“, man mußte ihn herumtragen und wie ein Baby behandeln.

Auch sonst war in den vierzehn Tagen nach den ersten fünf Behandlungsstunden in seinem Benehmen zu Hause eine deutliche Rückkehr zur Säuglingssituation und zur oralen Stufe zu beobachten. So lutschte er viel und sagte einmal ganz spontan zur Kindergärtnerin: „Kauf mir einen Lutschker, den nehm ich in den Mund, werd' lutschen und auf dem Sofa liegen. Ich will ein Baby sein.“ Außerdem legte er plötzlich besonderes Interesse für die Zusammenstellung seiner

Mahlzeiten an den Tag und, obwohl er immer gut gegessen hatte, forderte er jetzt außergewöhnliche Leckerbissen, über die er dann stundenlang wie ein erwachsener Feinschmecker herumredete: „So was Feines, so was Gutes, ah, das schmeckt mir am allerbesten, das will ich immer essen."

Den Trotz, den Georg früher bei der Obstipation gezeigt hatte, verschob er jetzt auf andere Dinge des alltäglichen Lebens. Er war maßlos eigensinnig beim Waschen, Anziehen, Spazierengehen, so daß man sich oft nicht zu helfen wußte. Dabei geriet er auch oft in Wut und brüllte unaufhörlich: „Ich will nicht." Die Herkunft seiner Wut stellte er mir einmal sehr deutlich in einem Spiel dar. Eine kleine Puppe weigerte sich, auf einem Lastauto zu fahren, es gab ein langes Hin und Her, die Puppe schrie immerfort, „ich will nicht, ich will nicht". Und er redete ihr zu, doch zu fahren. Endlich sagte er ihr begütigend: „Du wirst dich jetzt schlafen legen und dann a-a machen, du mußt a-a machen, wenn man nicht will, muß man aber doch." Aber diese Weigerung löste bei ihm noch immer große Angst- und Schuldgefühle aus. Er wurde selbst nach diesem Spiel sehr ängstlich, horchte auf jeden Lärm, wollte nicht von mir fortgehen und klammerte sich angstvoll an mich. Ich konnte ihm also auch zeigen, warum er wütend und trotzig wurde, wenn man von ihm Dinge verlangte, die er früher ohne jede Schwierigkeit zugelassen und getan hatte.

Schon nach der Besprechung seiner Angst vor dem Verlust seiner Exkremente war er aggressiver geworden, das alles verstärkte sich jetzt sehr; der stille, zurückhaltende kleine Bub von früher war nicht wieder zu erkennen. Dabei konnte ich aus seinen Spielen und aus den mir von seiner Umgebung mitgeteilten Beobachtungen entnehmen, daß er alles, was man ihm angedroht und ihm zugefügt hatte, was er also passiv erlitten hatte, jetzt aktiv im Spiel wiederholte. So wollte er immer der Kindergärtnerin die Nase abbeißen, ihr in Augen und Nase stechen, dann preßte er sie fest an sich, versuchte ihr dabei weh zu tun und sagte: „Drücken, man muß nur ein bisserl fest drücken." Dieselben Worte, die das Kindermädchen ihm gesagt hatte, als die Mutter sie erwischte, wie sie den Kleinen zwischen ihre Schenkel einzwängte. Er klemmte ebenso auch verschiedene Spieltiere zwischen die Beine und ging so stolz im Zimmer herum. „Nur drücken, man muß halt ein bisserl drücken", sagte er dabei. Die deutliche Freude an der Gewalt, die er aufwendete, wenn er aggressiv gegen die Kindergärtnerin wurde, läßt uns verstehen, wie sehr Georg sich innerlich nicht nur gegen das anbefohlene Drücken beim Stuhlabsetzen, sondern auch gegen die erzwungenen Zärtlichkeiten beim Kindermädchen gesträubt hatte, wieviel Aggression er unterdrückte, und daß er, sobald sie ihn

nicht mehr ganz in der Hand hatte, wenigstens einen Teil seiner Aggressionen in trotziges Zurückhalten des Stuhls verwandelte. Obwohl ich Georgs Umgebung geraten hatte, seine Aggressionen in diesem Zeitpunkt frei ablaufen zu lassen, fiel es doch auf, daß er fast immer auch bei mir in der Behandlung nach besonders aggressivem Verhalten übermäßige Schuldgefühle produzierte, während das nach seinen Trotzanfällen nie der Fall gewesen war. So sagte er einmal, nachdem er in der Stunde besonders aggressiv gewesen war: „Ich will jetzt krank werden, einen harten Bauch haben, man soll meine Elektrische fortschenken, einem braven Kind, ich soll nix haben."

Georg hatte drei Wochen lang regelmäßig ohne jedes Abführmittel, Drängen oder Zureden Stuhl gehabt, als ich die Behandlung aus äußeren Gründen für zehn Tage unterbrechen mußte. Die ersten vier Tage lang war sein Stuhlgang in Ordnung, dann weigerte er sich wieder, a-a zu machen. Nachdem er drei Tage keinen Stuhl gehabt hatte, gab ihm die Mutter an einem Nachmittag — es war ein Sonntag — eine Orange zu essen und warf die Kerne ohne jede Absicht in den zufällig daneben stehenden Topf des Kleinen. Er bemerkte das sofort, sah voll Interesse in den Topf und fragte die Mutter: „Ist es sehr schwer, auf die Kerne ein Wursti zu machen?" Die Mutter verstand die Frage gleich, da ich ihr Einiges aus der Behandlung mitgeteilt hatte und meinte, er werde es wohl nicht zusammenbringen. Darauf wurde er sehr wütend, riß sich die Hose herunter, schrie „Ich kann es schon" und setzte rasch und ohne jede Schwierigkeit Stuhl ab. Die Mutter berichtete mir noch, daß er während der Unterbrechung der Behandlung oft herausfordernd gesagt hatte: „Die Minna habe ich lieb, die soll kommen, ich werde ihr einen Brief schreiben." Obwohl alles, was er von dem Kindermädchen erzählt hatte, diesem Wunsch zu widersprechen schien. Zwei Tage später forderte die Mutter Georg auf, a-a zu machen, er sagte: „Gib die Kerne in den Topf, damit ich ein Wursti darauf machen kann." Die Mutter wollte dieses Spiel nicht zur Gewohnheit werden lassen und sagte, sie hätte keine Kerne da. Er fragte nicht weiter und begann ruhig zu spielen. Eine Stunde später etwa wollte er kochen spielen, „sich was Feines kochen", wie er sagte. Die Mutter gab ihm Reis, den er dann immer wieder von einem Geschirr ins andere leerte. Ohne die symbolische Bedeutung der Reiskörnchen zu erkennen, möglicherweise aber in der unbewußten Absicht, den Kleinen doch zum Stuhlabsetzen zu bringen, gab ihm die Mutter, zufällig, wie sie sagte, auch ein Teesieb zum Spielen. Sofort versuchte er, ob er die Reiskörner durch die Löcher des Teesiebes durchschütten könne. Er probierte es sehr angestrengt, die Mutter sagte nur: „Das wird bestimmt nicht gehen." Da stand er gleich auf

und sagte energisch: „Mutti, ich will a-a.“ Während er defäzierte, schaute er voll Verachtung auf das Teesieb und sagte zu ihm: „Dieses Topfi ist dumm, es kann nicht a-a machen — ich hab schon ein Wursti gemacht.“ Warum seine Obstipation während der Unterbrechung der Behandlung wieder einsetzte, ließ sich eigentlich erst in einem viel späteren Abschnitt der Behandlung verstehen; aber aus der Wirkung, die die Mutter beide Male durch die Wiederholung ähnlicher Begebenheiten, wie beim „Kugispiel“ in der Analyse, erzielte, ging deutlich hervor, daß sein regelmäßiger Stuhlgang doch noch ganz an das Beisammensein mit meiner Person geknüpft war.

Obwohl er sogleich nach der Wiederaufnahme der Behandlung selbst ohne Schwierigkeiten täglich gesetzt zu werden verlangte, erfuhr ich von ihm zu diesem Zeitpunkt nichts wesentlich Neues für die Genese seines Symptoms. Es wurden wieder in den Stunden nur Klosettspiele veranstaltet, die so aussahen, daß alle Puppen und Tiere aufs Klosett gehen mußten und daß er sie ungeheure Mengen Stuhl in Form von Holzperlen usw. absetzen ließ, die von ihm mit großer Freude vorbereitet und eingeteilt wurden. Dabei war es sehr interessant zu beobachten, wie er bei diesem Spiel ganz von selbst die unbewußte Gleichsetzung von Geld und Kot demonstrierte. Der Kot wurde in den Spielen durch alle möglichen Dinge dargestellt, wie ich schon erwähnte durch Holzperlen, Brettspielsteine, Zelluloidplättchen u. dgl. mehr. Als ich ihm einmal farbige Zuckerplätzchen schenkte, ließ er sie von den Puppen aufessen, dann als Stuhl absetzen und meinte dann: „Diese schönen Kugeln werde ich aufheben, die werde ich nicht essen, damit sie als a-a herauskommen.“ In der nächsten Stunde erschien er wieder mit den Zuckerplätzchen, die er nicht aufgegessen, sondern sorgfältig aufgehoben hatte, und sagte: „Gib mir so was wie die Plätzchen, gib mir Geld, damit ich mir eine Ballonwurst (einen wurstförmigen Luftballon) kaufen kann.“

Deutlich wurde auch in diesen Stunden, wie er seine ganze Person mit seinem Kot identifizierte. So sagte er mir eines Tages: „Ich hab das Wursti nicht herauslassen können heute, es hat sich so gefürchtet. Ich hab geträumt, die Minna war im Kasten, ist herausgekommen und hat geschimpft.“ In der gleichen Stunde erkundigte er sich genau, ob alle Buben ein Lulu haben und zeigte sehr viel Angst vor einer kleinen Micky-Maus, die ich ihm an diesem Tag schenken wollte. „Sie wird mir's abbeißen“, meinte er ganz weinerlich. Er mußte also wieder sein Wursti bei sich behalten, weil er offenbar befürchtete, Minna werde ihm das Lulu abbeißen. Ich hatte ja schon immer vermutet, daß das Kindermädchen ihm wahrscheinlich auch bei der strengen Reinlichkeitsgewöhnung etwa gedroht hatte: „Wenn du nicht sofort a-a

oder Lulu gehst, kommt jemand aus dem Kasten und beißt dir das Lulu ab.“ Ich teilte ihm das nun mit, er zeigte sich so erleichtert wie noch nie, als ich ihm immer wieder versicherte, niemand werde ihm sein Lulu wegnehmen, auch wenn er in die Hose oder nicht rechtzeitig a-a mache, und er rief begeistert: „Auch der Vati wird mir's nicht abbeißen, bestimmt nicht.“

Daß Georg sehr narzißtisch war und seine kleine Person besonders schätzte, habe ich zu Anfang meines Berichtes erwähnt. Seine Angst um sich selbst äußerte sich bei der geringsten Gefahr einer Beschädigung seiner Person in seinem Symptom. So sagte er einmal plötzlich: „Ich hab Halsweh, drum kann ich die Wursti nicht herausgeben.“ Oder: „Mir ist kalt, da kann ich nicht a-a machen.“

Auch konnte man einige Male sehen, wie er sein a-a personifizierte. So sagte er einmal zu Anfang der Behandlung, als er besonders stolz auf seine Leistung war: „Schau, mein Wursti hat einen Kopf, es ist ein Mensch.“ Und ein anderes Mal: „Dieses Wursti ist mein Muttibemmerl“ und „Dieses Wursti ist eine Frau und dieses ist eine Schwester.“ Er hatte gerade damals ein Baby gesehen und wollte gerne ein Schwesterchen.

Ebenso war seine Geburtstheorie zu dieser Zeit ganz anal. Obwohl die Mutter sowohl als auch die Kindergärtnerin alle seine Fragen nach der Herkunft der Kinder wahrheitsgetreu beantwortet hatten, behauptete er doch: „Die Tante Ditha sagt, daß die Kinder im Bauch von der Mutti sind und daß sie beim a-a herauskommen. Beim Lulu können sie doch nicht herauskommen, das ist zu klein. Aber wie kommen sie herein? Beim Mund?“

Da die Obstipation ganz geschwunden war, Georg angstfrei schien und die Behandlung in den letzten drei Wochen kein neues Material über die Entstehung seines Symptoms brachte, unterbrach ich die Behandlung, besprach aber mit den Eltern, daß sie den Kleinen sofort beim geringsten Anzeichen des Wiederauftretens der Obstipation zu mir bringen sollten.

Sechs Wochen war alles in Ordnung. Ich hörte regelmäßig von Georg und erfuhr, daß er in dieser Zeit willig und ohne Schwierigkeiten Stuhl absetzte. Mittlerweile hatte aber die Mutter bemerkt, daß das ältere Dienstmädchen, das an Stelle Minnas aufgenommen worden war, durchaus nicht den Anforderungen entsprach, die man an sie stellte. Außerdem verwöhnte sie den kleinen Georg sehr, bewunderte ihn maßlos, überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten, Geschenken und Leckerbissen und extra gekochten Lieblingsspeisen, und da der Kleine nach dem Verschwinden seines Symptoms sehr frei und aggressiv geworden war, gab es viele Schwierigkeiten in seiner Erziehung. So

entschloß sich die Mutter also, auch dieses Mädchen zu entlassen. Die Mutter fürchtete große Szenen, weil das Mädchen in den Kleinen ganz vernarrt war, schickte den Kleinen während der Zeit zu Verwandten, weil sie ja selbst fast nie zu Hause sein konnte und entließ das Mädchen, das ganz untröstlich war über die Trennung vom Kind und mit Selbstmord drohte. Dabei konnte man an Georg dasselbe beobachten, wie bei der Trennung von Minna. Er erwähnte das Mädchen mit keiner Silbe, tat, als wäre ihr Fortgehen das Selbstverständlichste der Welt und schien weiter froh und vergnügt. Als man ihn zu mir brachte, zeigte sich aber gleich seine wahre Stimmung. Er warf sich aufs Sofa, weinte zornig und schrie: „Ich will allein sein, ich brauch niemanden, ich will dich auch nicht." Mein liebevolles Verstehen seines Schmerzes, bei dem ich aber wieder das Mädchen selbst nicht erwähnte, und die deutliche Parteinahme für seine Person machten ihn bald wieder zutraulich. „Bitte, gib die Kugis in deinen Arm und zeig mir, ob sie herausgehen", sagte er dann flehentlich. Er hatte auch wieder viel Angst. Im Hause der Verwandten hatte es sehr viele ihm unbekannte und unverständliche Geräusche gegeben, die ihn sehr ängstlich machten. „Ich werd mein Geld nehmen", sagte er, „und den Leuten eine Ballonwurst kaufen" und sagen: ‚Nehmen Sie die Wurst, aber machen Sie keinen Lärm, damit ich mich nicht fürchte'." Hier zeigt sich, daß Georg die bösen Leute, die ihm etwas antun wollen, damit zu versöhnen hofft, daß er ihnen das kostbarste Geschenk, das er kennt, eine Ballonwurst mit seinem Geld gekauft, also wohl ein Symbol für sein eigenes Wursti, geben will. Er fürchtet wieder, daß man ihn wegen des Zurückhaltens des Stuhles bedrohen würde, kann ihn aber doch nicht hergeben, wie sich bald herausstellt.

Gleich in der nächsten Stunde kam das Mädchen Grete im Spiel vor. Georg versicherte mir: „Ich bin so bös, weil die Mutti mich aus der Wohnung fortgeschickt hat." Da er immer von Leuten, die in einer Wohnung versteckt waren, phantasierte, forderte ich die Mutter auf, ihn für einen Tag nach Hause zu nehmen, damit er sich selbst überzeugen könne, daß das Mädchen wirklich fort sei und die Mutter ihn nicht habe von ihr nur trennen wollen. Er war sehr erleichtert nach diesem Aufenthalt in der Wohnung und berichtete mir traurig: „Es war so schön mit der Gretel, sie hat ein so schönes Kleid gehabt." In dieser Stunde ging er zweimal mit mir aufs Klosett, wollte a-a machen und weigerte sich aber dann, war sehr verzweifelt, voll Unentschiedenheit und sagte: „Ich werde a-a machen, nein ich muß nicht, ich geh nur, wenn ich muß."

In der nächsten Stunde begann dasselbe Spiel. Er brüllte vor Angst, er könne ins Klosett fallen, wollte aber doch den Stuhl nicht in den

Topf, sondern nur ins Klosett absetzen. Da er sehr erregt war, wollte ich diese Szene abbrechen und versuchte, ihn aus dem Klosett herauszuführen. Da geriet er ganz außer sich und brüllte: „Laß mich da, du hast doch gesagt, ich soll, und ich kann doch nicht.“ Ich muß wohl nicht betonen, daß ich auch Ähnliches nie gesagt oder gefordert hatte. Als wir dann wieder in meinem Behandlungszimmer waren, ging er plötzlich wie in einer Vision auf mein Fenster zu und sagte wie in Ekstase: „Schau, wie schön. Die Grete kommt beim Fenster herein, da ist sie, beim Fenster steht sie.“ Ich war von der Realität, mit der er das schilderte, so ergriffen, daß ich schwieg. Er sah mich an und sagte mit seiner gewöhnlichen Stimme: „Nein, du bist sie.“

Mit der Erklärung, daß er auf die Mutter böse ist, weil sie ihm die Grete genommen habe, und daß er deswegen den Stuhl zurückhalte, war der Höhepunkt seines Trennungsschmerzes überwunden und in der nächsten Stunde begann er, mich ganz wie jedes normale Kind es getan hätte, genau nach dem Weggehen und dem Verbleib des Mädchens zu fragen. Ich beantwortete alles wahrheitsgetreu und er war beruhigt. Doch sagte er mir, er habe Angst vor dem Niederfallen, vor dem Wehtun. Nun erinnerte ich ihn an alles, was wir über seine Angst vor Beschädigung und sein Nichtdrückenwollen gesprochen hatten, und versicherte ihm, daß ihm niemand etwas anhaben wolle, daß die Mutter ihm auch das Bösesein gegen sie nicht übel genommen hätte, wie er es der Trennung von der Mutter wegen vermutete. Nachdem er sich wieder erkundigt hatte, ob er wirklich sein Lulu angreifen dürfe, verlangte er die Kugis, wollte sie herausschütten, meinte dann aber bedauernd: „Ich bin so arm. Der Topf ist mir zu klein, das Klo zu groß, ich bin groß und nicht sehr groß. Ich hab die Tante Ditha lieb und hab sie nicht lieb, und ich will und will auch nicht.“

In der folgenden Stunde wollte er zuerst nicht zu mir, dann als er endlich mein Zimmer betrat und ich ihm die Ursachen seines ambivalenten Verhaltens auseinandersetzte, indem ich ihn an sein Bösesein auf die Mutter und an seine Angst erinnerte, konnte er plötzlich die „Kugis“ (die Holzperlen) herausgeben, wollte es ununterbrochen tun, war selig, wollte nicht fortgehen und ganz bei mir bleiben. Am nächsten Morgen verlangte er von selbst a-a. In den nächsten Stunden, die er noch zu mir kam, sprach er sich gründlich darüber aus, wie böse er auf seine Mutter gewesen war, die ihm die Grete „fortgenommen hatte“, wie er sagte. Aber er begann das Mädchen zu verurteilen, daß sie, ohne Abschied zu nehmen gegangen war, indem er einige Male bedauernd sagte: „Aber winken hätte sie mir doch können.“ Dann begann er im Spiel für mich zu kochen, verwöhnte mich sehr dabei,

gab mir viel und gut zu essen und in der Art, in der er die Rolle des verlorenen Liebesobjekts, des entlassenen Dienstmädchens mir gegenüber agierte, konnte ich sehen, daß seine Verarbeitung der Trauer wegen des Wegganges von Grete und die daraus entstandene Wiederkehr seines Symptoms beendet war. Er verließ mich lustig und angstfrei. Seine Verstopfung war diesmal dauernd behoben.

Nur zur Vervollständigung des analytischen Materials möchte ich hier zwei kleine Episoden aus Georgs Leben mitteilen, die sich längere Zeit nach Abschluß der Behandlung ereigneten und mir besonders bestätigend für die Genese seines Symptoms erscheinen. Georg mußten die Mandeln entfernt werden. Es geschah dies mit großer Schonung und in Narkose. Er hatte anscheinend dabei keine Angst und kein Schockerlebnis. Aber schon mehrere Wochen vor der Operation, deren Zeitpunkt man ihm nicht hatte verheimlichen wollen, wurde er unruhig beim Schlafen, deckte sich beim Einschlafen bis über beide Ohren zu und lutschte viel bei Tag. Er wollte nur mehr jeden dritten Tag Stuhl absetzen und sagte dabei einmal: „geht so schwer: das a-a muß erst durch die Mandelgasse durch.“ Er fürchtete also wieder die Beschädigung seiner Person und konnte sich auch deswegen nicht von seinem Kot trennen. Die Operation selbst erlebte er deutlich als Kastration. So berichtete er mir, als er mich danach ein paar Mal besuchte: „Ich hab von bösen Männern geträumt, die haben mich in die Wange gestoßen, so daß mir die Zahnderln herausgefallen sind.“ Dann erzählte er mir einmal voll Angst: „Ich hab geträumt, böse Männer haben mir was getan, sie wollten mir die Nase und das Lulu abschneiden.“ Daß er die Operation aber nicht nur als genitale Kastration, sondern direkt als Wegnehmen seines Stuhles auffaßte, deutete er in folgendem an: „Der fremde Herr hat mir einen kleinen Polster in den Mund gesteckt und wie es sehr hart war, hat er mir das a-a mit einer Schere hinuntergestoßen und es ist hinten herausgekommen. Ich versteh nicht, wie er das gemacht hat.“ Und ein anderes Mal: „ Das a-a geht schwer heraus; es muß erst durch die Mandelgasse, die Mandeln hat mir der Doktor herausgenommen, aber die Gasse ist doch noch da.“ Damit meint er, daß die Angst geblieben ist. Darum sagte er auch: „Ich kann erst a-a machen, wenn der Herr, der den Kindern die Bäuche richtet, gekommen ist.“ Seinen Stuhl personifizierte er auch wieder in dieser Zeit: „Den Rest von dem Herrn, der da im Topf liegt, mach ich morgen.“ Dem Vater gegenüber war er in dieser Zeit besonders freundlich und liebevoll, weil er ihn offenbar nach all den schlechten Erfahrungen mit fremden Männern nicht reizen und bösmachen wollte. Er zeigte auch einmal eine passive Hingabe an den Vater und forderte ihn direkt auf: „Vati, bohr mir etwas

aus dem Popo heraus." Er versuchte aber selbst sehr tapfer, mit allen diesen bösen Erlebnissen fertig zu werden und es gelang ihm auch, seine Angst in kurzer Zeit loszuwerden.

Georg besucht seit seinem dritten Lebensjahr einen städtischen Kindergarten und suchte sich dort gleich den schlimmsten Buben als Busenfreund aus. Er bewunderte den kleinen verwahrlosten Gassenjungen sehr, kopierte alle seine Unarten und Schimpfworte, folgte gar nicht und war zu Hause sehr bös und renitent. Wenn man ihn ermahnte, rief er gleich: „Wenn du bös bist, werd ich gleich Angst haben, und dann kann ich nicht a-a gehen" und versuchte so, seine Umgebung in Schach zu halten. Als der Vater ihm einmal, weil er sehr schlimm war, gar nicht folgen wollte und immer frecher wurde, mit einem Klaps drohte, sagte er: „Du Tepp, ich scheiß' dich einfach weg." Der Vater ließ sich das nicht bieten, es gab eine erregte Szene, nach der Georg erklärte: „Ich werd nicht mehr so schlimm sein, ich wollt das Ganze im Kindergarten machen, aber dort darf ich's ja nicht." Doch war er eine Zeit danach wieder ein wenig obstipiert und hatte Angst. Ich ließ ihn kommen und erklärte ihm, daß er sich nicht erlauben könne, so schlimm und grob zu sein wie sein kleiner Freund, weil er dann eben Angst bekomme, daß ihm zur Strafe all das passieren könne, was er in seiner Schlimmheit den anderen zufügen wolle. Er war sehr zerknirscht, verstand mich gleich und sagte: „Der Xandi (so hieß der schlimme Junge) hat halt einen Vati und eine Mutti, die sind nicht bös, wenn er so schlimm ist, die tun ihm dann nichts und er selber ist dann auch nicht bös auf sich wie ich's bin."

Wenn wir die Libidostruktur meines kleinen Patienten zu Beginn der Behandlung betrachten, so erscheinen mir zwei Momente daran auffallend: erstens der starke Narzißmus des so reizvollen und daher von allen Seiten bewunderten und verwöhnten Kindes. Die natürliche Einschränkung dieser Selbstliebe durch Objektbeziehungen wurde dadurch verzögert und hintangehalten, daß Georg von seinen Eltern, den nächsten und selbstverständlichen Anwärtern für solche Objektbeziehungen fast ständig getrennt war. Dazu kam noch, daß gerade das Verhalten seiner Umgebung, die ständige Bewunderung und Verwöhnung, ihm das Fortschreiten von der Eigenliebe zur Objektliebe erschwerte, ja ihn sogar daran hinderte. Auch in seinem Hauptsymptom, in seiner Obstipation, spielt der Narzißmus eine bedeutende Rolle. Denn dieses von seiner eigenen Person so eingenommene Kind wollte sich gewiß bei der Reinlichkeitserziehung sein Selbstbestimmungsrecht im Defäzieren nicht nehmen lassen und besetzte dieses Recht genau so stark narzißtisch wie alles andere, was zu seiner kleinen Person gehörte. Ebenso hinderte ihn auch sein großer Narzißmus

und die daraus folgende geringe Objektliebe daran, einer Erzieherperson zuliebe dieses Selbstbestimmungsrecht aufzugeben. Auch war ihm das Interesse, das man seiner Stuhlverhaltung entgegenbringen mußte, das Bemühen der Umgebung, ihn zum „Hergeben" zu veranlassen, eine ständige Quelle narzißtischer Befriedigung, die mit der Zunahme seiner Obstipation immer mehr Lustgewinn bot.

Es entspricht dem normalen Verlauf der Libidoentwicklung, wenn wir den kleinen Georg zu Beginn der Behandlung auf der analen Stufe vorfinden, aber abgesehen von seiner psychisch bedingten Stuhlverstopfung gibt es noch einige andere Anzeichen, die dafür sprechen, daß seine Analität schon vor dem Auftreten seines Symptoms ungewöhnlich stark war. Wir dürfen ohne weiteres annehmen, daß die Darmträgheit des Säuglings, bei der sicher auch eine konstitutionelle Komponente mitwirkte, zur Folge hatte, daß Georg den Lustgewinn der Stuhlverstopfung kennen lernte und daß seine, infolge der organisch bedingten Stuhlverlangsamung ständig gereizte Darmschleimhaut durch die zahlreichen Einläufe auch noch weiter gereizt wurde. Seine Analität wird gleich bei Beginn der Reinlichkeitsgewöhnung deutlich: er raunzt, wenn man seinen Stuhl forträgt, er will also schon zu diesem Zeitpunkt seinen Stuhl nicht hergeben. Außerdem wird die anale Reizung mit dem Darmrohr in der Säuglingszeit jetzt durch das viele Messen im After neu geweckt und verstärkt. Dabei ist gerade die Art der Befriedigung, die der kleine Georg durch Einführen des Darmrohrs und durch das Messen im After erlebt, so beschaffen, daß die bei ihm schon durch die Darmträgheit präformierte Lust am Behalten des Darminhalts noch durch diese ständige Einführung von Gegenständen Verstärkung erhält, so daß wir annehmen können, daß ihm zu Beginn der Reinlichkeitserziehung die andere Form der analen Befriedigung, die Lust, die das Kind beim Ausstoßen des Stuhls empfindet, viel weniger bedeutet.

Nun möchte ich an dieser Stelle die Vorgänge bei der Reinlichkeitsgewöhnung des kleinen Georg einer genaueren Betrachtung unterziehen, weil die Art dieser Erziehung zur Reinlichkeit und die Libidovorgänge, die dabei abliefen, eine der wichtigsten Grundlagen für die Entstehung seiner Obstipation ergeben. Wenn wir uns die Wirkung der analen Reinlichkeitserziehung auf den Libidohaushalt des Kindes vor Augen führen, so sehen wir, daß diese Reinlichkeitsforderungen für das Kind einen doppelten Verzicht auf Befriedigung bedeuten. Denn wir verlangen einerseits, daß das Kind seinen Stuhl nicht absetzt wann es *ihm* genehm ist, sondern zu dem von dem Erzieher gewünschten Zeitpunkt, zu den Zeiten, in denen man das Kind auf den

Topf setzt. Man kommt zwar meist dem Kind bei Beginn der Reinlichkeitsgewöhnung soweit entgegen, daß man es wiederholt zur Verrichtung dieses Geschäftes auf den Topf setzt, es also nicht zwingt, sofort auf jedes Selbstbestimmungsrecht seinem Stuhl gegenüber zu verzichten, aber die Tatsache, daß das Kind hier zum ersten Mal auf ein Recht, das es bisher ungeschmälert genossen hatte, verzichten muß, bleibt doch bestehen; wir sehen hier den ersten Zusammenstoß zwischen der Forderung, die das Lust-Ich des Kindes stellt, mit der Forderung, die das Real-Ich des Erwachsenen aufstellt. Für das Kind bedeutet diese Forderung, daß es auf die Lust am Behalten des Kotes verzichten muß, denn wenn der Erwachsene bestimmt, daß und wann das Kind seinen Stuhl herzugeben hat, sind die Befriedigungsmöglichkeiten des Behaltens wesentlich eingeschränkt. Die zweite Lustmöglichkeit, auf die das Kind bei der Reinlichkeitsgewöhnung verzichten muß, ist jene, die es aus der Berührung und aus dem Spielen und Schmieren mit dem ausgetretenen Kot gewinnt. Es hat keine Gelegenheit mehr, im warmen Kot zu liegen, mit den Händen danach zu langen u. dgl. m.

Wenn wir auch die Art, wie Georgs Kindermädchen die Reinlichkeitserziehung vornahm, nur aus dem, was Georg in der Behandlung äußerte, erschließen können, so wissen wir doch genug davon, um die Wirkung dieser Forderungen zu verstehen. Minna, das Kindermädchen, war ungeduldig, wie aus ihrem Verhalten bei Georgs Darmkatarrh hervorgeht, und ihre Ungeduld verstärkte sich wohl, als Georg aus seiner Lust am Behaltenwollen ihrer Forderung Widerstand entgegenbrachte. Er war außerdem auch zu klein, um sich diese strenge Forderung so schnell, wie es das Kindermädchen verlangte, zu eigen zu machen. Ebenso zeigt uns das Schuldgefühl, das Georg regelmäßig entwickelte, so oft er sich in der Behandlung weigerte, Stuhl abzusetzen, mit welcher Strenge und Unnachsichtigkeit Minna ihre Forderungen stellte. Wir wissen, daß das Kind die ersten Schuldgefühle bei der Reinlichkeitsgewöhnung erwirbt, bei der es lernt, daß es seiner Umgebung die Beherrschung seiner Exkretionsvorgänge schuldig ist, daß es also gewissermaßen beim Hergeben von Kot und Urin eine Schuld abträgt. Es gibt nun zwei Möglichkeiten, wie dem Kind dieses Gefühl der abzustattenden Schuld beigebracht werden kann. Man kann das Kind dazubringen, daß es diese Schuld einer Erzieherperson *zuliebe* abträgt und man kann es dazu zwingen, daß es diese Schuld aus *Angst* vor den Folgen des Nichthergebens abzahlt. Wenn wir uns an Georgs Schilderung erinnern, wie ihm Minna so oft einen Einlauf verabreichte, um ihn zum Stuhlabgeben zu zwingen, wie sie ihm mit einer ganzen Reihe von Drohungen kam, ihm auch

wirklich Pracker verabfolgte, so berechtigt uns dies zur Annahme, daß sie Georg in erster Linie nur durch Angst zum Stuhlhergeben zwang. Die Forderung an den kleinen Georg lautet also: „Du mußt deinen Stuhl sofort hergeben, wann ich es will, du mußt drücken." Und wenn der Kleine dieser Forderung nicht sofort Folge leistete, weil er das nicht konnte, dann folgte gleich die strenge Strafe in Form von Prackern und in Form des Einlaufs, durch die ihm das, was er sich herzugeben weigerte, einfach entrissen wurde. Er mußte sich also besonders schuldig fühlen, weil ihm ständig vor Augen geführt wurde, daß sein Behaltenwollen etwas so Schlechtes sei, daß es sofort und in der empfindlichsten Weise bestraft wurde. Seine Schuldgefühle waren auch noch dadurch verstärkt, daß er sich sonst ja die Forderung zur Reinlichkeit zu eigen gemacht hatte, nur beim Stuhlabsetzen war es ihm noch nicht gelungen.

Daß die Reinlichkeitsgewöhnung beim Urinieren ebenso streng vorgenommen wurde wie beim Stuhlabsetzen, darf man voraussetzen. Ebenso kann man die Art der Drohungen, mit denen das Kindermädchen dabei sicher nicht sparte, aus Georgs Angst vor den Männchen, die aus Kasten und Lade herauskommen und ihm sein Lulu abbeißen könnten, aber auch aus seiner auffälligen Angst vor der Ankerbinde entnehmen. Auch hier reagierte er mit Trotz auf das Verbot, er urinierte in die Windeln und verschaffte sich eine Ersatzbefriedigung, weil man ihm, wie er es auffaßte, verboten hatte, sein Lulu anzugreifen. Noch ein Umstand muß seine Schuldgefühle intensiviert haben. Minna, die ihn sonst mit Zärtlichkeiten überhäufte, jeden seiner Aussprüche im ganzen Haus voll Bewunderung erzählte, ihm immer versicherte, wie gescheit und reizend er sei, war auf einmal streng, grob und ohne Nachsicht. Georg mußte also denken, wie schlecht ist das, was ich tue, wenn Minna jetzt so streng mit mir ist, während sie mich sonst so lieb hat. Aus Angst vor den Drohungen und Strafen, aber auch aus Angst vor dem Verlust der für seinen ohnedies schwer bedrohten Narzißmus doppelt nötigen Bewundererin machte sich Georg Minnas Forderung auf dem Gebiet, auf dem er es imstande war, zu eigen. Denn in seiner Verzweiflung über den kleinsten Fleck auf Kleid, Tischtuch oder Teppich erkennen wir die Strenge von Minnas Verbot, die Hosen zu beschmutzen. Ebenso hat diese Strenge sein Behaltenwollen verstärkt, denn er wollte aus Angst vor dem Beschmutzen der Hose nicht defäzieren. Wie sehr er sich vor dem Beschmutzen fürchtete, wissen wir, und daß er überhaupt seine Defäkation noch nicht beherrschen gelernt hatte, erwies sich in der Behandlung; nicht nur beim ersten Mal Stuhlabsetzen, sondern auch später noch kam es mehrere Male vor, daß er seine Hosen beschmutzte,

worüber man aber nie eine strafende Bemerkung machte. Wenn wir also die Wirkung der analen Reinlichkeitserziehung beim kleinen Georg zusammenfassen, können wir sagen, daß sie nicht nur ihren Zweck ganz verfehlte, sondern daß geradezu seine Obstipation, sein „Ich will nicht drücken", durch die Strenge der Reinlichkeitsforderungen erzeugt wurde. Georg hatte also ein normales Stuhlabsetzen vor der Behandlung überhaupt nicht erlernt, er hatte bei der Reinlichkeitserziehung nur sein Symptom erworben. Denn, da er dem strengen Verlangen Minnas seiner Analität und der Lust am Behaltenwollen wegen nicht nachkommen wollte und ihrer Aggression, wenn sie ihm dann einfach den Darminhalt durch einen Einlauf gewaltsam entriß, hilflos ausgeliefert war, blieb ihm nur übrig, seine eigenen Aggressionen in Trotz zu verwandeln und diesen Trotz zu zeigen, sobald es möglich war. Darum versagte sein Stuhlgang auch ganz, sobald Minna ihn nicht mehr in ihrer Gewalt hatte. Aus der Stärke seines trotzigen Zurückhaltens, das sich schließlich auch auf alles erstreckte, was mit analen Dingen zusammenhing, kann man auf die Stärke der unterdrückten Aggressionen schließen.

Wenn wir nun auf die Angst eingehen, die in Georgs Symptom eine wesentliche Rolle spielt, so ermöglicht uns vor allem das genaue Tagebuch der Mutter und ihre sorgfältigen Beobachtungen, über Angst schon vor dem Beginn der Behandlung etwas zu erfahren. Die ersten Angstäußerungen waren bei Georg während der Reinlichkeitsgewöhnung aufgetreten; als man ihn mit dreizehn Monaten im After messen wollte, wehrte er das nach Schilderung der Mutter mit deutlicher Angst ab, weil ihn das Messen offenbar an die vielen gewaltsamen Einläufe bei der Reinlichkeitserziehung erinnerte. Obwohl er ja die Einläufe gewöhnt war, mußte er den Einlauf, den er immer erhielt, wenn er nicht „drücken" wollte, als ein Wegnehmen seines Kotes auffassen, den er doch nicht hergeben wollte. Jedes Kind erlebt in der analen Phase den Verlust des narzißtisch besetzten Kotes als eine Art Beraubung, als eine Art körperlichen Verlust, um wieviel mehr Georg, dem der Stuhl tatsächlich durch die Einläufe entrissen wurde. So wird man auch verstehen, daß dieses Kind, dem man, soweit feststellbar, niemals ein direktes Onanieverbot gegeben hatte, das Anlegen der Ankerbinde als ein Onanieverbot affaßte. Darum hatten auch bei Georg die Drohungen des Kindermädchens bei den Reinlichkeitsforderungen eine besonders intensive Wirkung, ebenso wie ihre zahlreichen anderen Drohungen, es werde ihm der Kohlenmann oder sonst jemand die Finger oder die Nase abbeißen, oder man werde ihm den Bauch aufschneiden. Hierher gehört, daß Georg ohne weiters bereit war anzunehmen, daß sein Vater ihm auch das Lulu abbeißen

könnte, obwohl er ihm dies nie gedroht hatte und zu dieser Zeit nie streng oder böse mit ihm gewesen war.

Wenn Georg Angst zeigte, als am Abend ein fremder Mann zur Mutter zu Besuch kam, so sehen wir jetzt, daß es nicht nur Angst war, die Mutter an den fremden Mann zu verlieren, sondern auch Angst, der fremde Mann könne ihm das antun, was ihm das Kindermädchen angedroht hatte. Wenn Minna gerade zur Zeit, als sie nicht nur wegen seines Nichtdrückenwollens mit ihm böse war, sondern auch wegen der Vorfälle beim Darmkatarrh, sich plötzlich mit einem fremden Mann auf dem Spaziergang beschäftigte und ihm dadurch viel Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit entzog, war er berechtigt anzunehmen, daß ihm dieser Mann nicht nur das geliebte Objekt, sondern noch viel geschätztere Dinge rauben könnte. Hier war es wohl wieder auch sein Narzißmus, der die Angst vor Beschädigung seines so geliebten Körpers gegenüber der Angst vor dem Liebesverlust stärker hervortreten ließ. Der kleine Georg stand bei der Reinlichkeitsgewöhnung, die für jedes Kind schwierig ist, mit seiner großen Angst wirklich ganz verlassen da: auf der einen Seite Minna, sein Mutterersatz, die ihn fast täglich auf gewaltsame Weise seines geschätzten Darminhaltes beraubte, auf der anderen Seite all die fremden Männer, von denen er fürchtet, daß sie ihm sein Glied abbeißen wollen, denn sie haben ihm ja schon ein geliebtes Objekt entrissen und er nimmt an, sie könnten ihm noch mehr rauben, was nach seinen Erfahrungen auf analem Gebiet nur berechtigt ist. Wenn es sich also in der Behandlung zeigt, daß er nicht nur aus Trotz, sondern auch aus Angst nicht drücken will, so ist es wohl zu verstehen. Wie nachhaltig die Wirkung dieser frühen Kastrationstraumen gewesen sein muß, zeigen besonders überzeugend und deutlich die Aussprüche Georgs aus der Zeit seiner Mandeloperation.

Angs und Trotz wegen Verlustes einer geliebten Person sind auch die beiden Komponenten, die Georgs Symptom wieder aufleben lassen. Einerseits fürchtet er sich nach dem plötzlichen Weggang des zweiten Mädchens davor, daß man ihm jetzt noch mehr als dieses geliebte Objekt entreißen könnte, und hält aus Angst vor der Beschädigung seiner Person den Stuhl zurück. Darum hat er auch wieder Angst vor Fallen und Wehtun. Anderseits identifiziert er das geliebte Objekt mit seinem besonders hoch eingeschätzten „Wursti", introjiziert also das verlorene Objekt und behält es, wie sich in der Behandlung zeigt, aus Trotz gegen die Umgebung, gleichsam bei sich. Ich möchte nur betonen, daß in dem Schmerz, den Georg über die Trennung von dem zweiten Mädchen zeigt, eine Veränderung in der Art seiner Objektbeziehung zu sehen ist; er hat entschieden eine positive Objektbezie-

hung zu Grete gehabt, während man eine solche bei Minna nie beobachten konnte, bei der seine Beziehung nur darin bestand, daß er sich deren Bewunderung erhalten wollte.

Aber auch die ersten Ansätze zur Über-Ich-Bildung sehen wir beim kleinen Georg durch die Erlebnisse bei der Reinlichkeitsgewöhnung beeinflußt. Er selbst hat sich die strengen Forderungen Minnas, die Hose nicht schmutzig zu machen, wie wir aus seiner Angst vor jedem Schmutzfleck sehen, in seiner pedantischen Reinlichkeit zu eigen gemacht. Und wenn er später für jede Aggression sofort eine strenge Bestrafung erwartet, so entspricht die Strenge seines Gewissens auch wieder der Strenge der Reinlichkeitsforderung.

Wenn ich mich nun der eingangs formulierten Frage zuwende, so scheint mir da in erster Linie das von mir in der dritten Stunde eingeführte Spiel mit den Holzperlen, den „Kugis", einer Rechtfertigung zu bedürfen. Denn dieses Spiel war ein sehr aktiver Eingriff und hat zumindest durch seinen beabsichtigten Symbolwert und in seiner von mir voraus bedachten Wirkung das analytische Material in eine bestimmte und gewollte Richtung gedrängt, eventuell sogar auf die ganze Reihenfolge, in der das Material mir zuströmte, entscheidenderen Einfluß genommen, als man es abzuschätzen imstande ist. Wenn auch die Schwere des Symptoms und der Trotz des kleinen Patienten, der sicher auf gewöhnlichem analytischem Wege eine lange Zeit der Auflösung in Anspruch genommen hätte, einen Versuch zur Beschleunigung in dieser Behandlung gerechtfertigt erscheinen ließ, so wären diese Momente vielleicht noch nicht ausreichend, um die Einführung dieses Spieles zu rechtfertigen. Nun glaube ich aber, daß gerade das Wesen dieses Spiels seine Einführung berechtigt erscheinen läßt. Ich versuchte nämlich in diesem Spiel, mich dem Symptom des kleinen Georg auf dem Weg über seinen Narzißmus zu nähern, indem ich mit Überlegung trachtete, seinen Ehrgeiz des Behaltenwollens auf das Hergeben zu verschieben. Darum stellte ich ihm auch das Herausgeben der Holzperlen als eine besondere, nur von mir ausführbare Kunst dar, setzte Zweifel in seine Fähigkeit, es wie ich zu können. Ich griff ihn also bei seinem Narzißmus an, packte ihn bei seiner Selbsteinschätzung, versuchte gleichzeitig, ihm die Angst, die ihn zum Behalten seines Stuhles zwang, wenigstens oberflächlich aufzulösen und bemühte mich, ihn die Kränkung wegen seines Nichtkönnens möglichst stark empfinden zu lassen. Daß es mir tatsächlich gelang, die narzißtische Besetzung seines Behaltenwollens auf die Kunst des Hergebens zu verschieben, zeigte sich in dem raschen Erfolg, den ich bei seinem Symptom erzielte. Es gelang mir, den Kleinen durch diese Verschiebung der narzißtischen Besetzung aufs Hergeben

gleichsam zu überlisten, so daß er sich entschloß, seine Stuhlverhaltung bereits zu einer Zeit aufzugeben, als sein Trotz und seine Angst es ihm ohne dieses Spiel noch nicht ermöglicht hätten. Da sein Trotz und seine Angst, wie der Verlauf der Behandlung zeigt, später ihre Auflösung fanden, hat das Spiel bei der analytischen Auflösung des Symptoms wohl keinen hindernden Einfluß gehabt. Natürlich hatte ich in diesem Spiel, in dem ich die Holzperlen herausgeben konnte, die Reinlichkeitsforderung in einer verblümten, von ihm aber durchaus annehmbaren Form wiederholt, also ein Stück Reinlichkeitserziehung gleichsam nachgeholt. Daß ihm gerade dieses Spiel durch das von ihm selbst bestimmte Heraus- und Hereinschütten der Holzperlen, Nachholen von zu früh und zu rasch verwehrten Befriedigungen in symbolischer Form ermöglichte, ohne mit seinen starken Reaktionsibldungen gegen Schmutz usw. in Konflikt zu kommen, daß ihm dadurch der Weg zu anderen Befriedigungsmöglichkeiten in sublimierter Form gewiesen war, war ein Nebengewinn dieses Spiels.

Was nun die Frage nach der Berechtigung eines so aktiv scheinenden Eingriffs betrifft, so glaube ich, aus der Wirkung dieses Spiels ableiten zu dürfen, daß die Wahl eines solchen Spiels, das man natürlich nie aufs Geratewohl wählen dürfte und das man nur bei genügender theoretischer Einsicht in die Symptombildung voraus berechnen kann, wohl gestattet ist, ja daß man vielleicht mit einem solchen Eingriff bei der Analyse des Kleinkindes in manchen Fällen ein wertvolles Hilfsmittel besitzt. Denn das Kleinkind kann einerseits noch nicht durchschauen, in welcher Absicht man so etwas mit ihm spielt, anderseits liegt aber beim Kleinkind das unbewußte Material so nahe der Oberfläche, daß auch eine Verschiebung in der Reihenfolge des Materials nie eine wesentliche Änderung in den Verlauf der Behandlung bringen kann.

Es wäre noch die Frage zu beantworten, ob und inwieweit diese Behandlung sich von einer Kinderanalyse im Sinne der Begriffsbestimmung Anna Freuds unterscheidet. Wenn wir den Verlauf der Behandlung in theoretischer Hinsicht kurz zusammenfassen, so sehen wir gleich zu Beginn der Behandlung, daß der kleine Georg eine sehr starke, von allen seinen bisherigen Objektbeziehungen verschiedene Beziehung zu mir entwickelt; er interessiert sich sehr für meine Person, denkt an mich und es ist wohl das erste Mal, daß er sich um die Zuneigung eines Menschen bemüht. Das wurde natürlich durch mein Verhalten ausgelöst, das sich von dem aller Personen, die ihn kennen lernten und gleich maßlos bewunderten, sehr unterschied. Die Einstellung zu mir verstärkte sich dann noch, als ich ihm meine Überlegenheit vor Augen führte und seine Selbstbewunderung bedrohte.

Auf dem Weg über seinen Narzißmus also bildete sich bei ihm eine besonders gute Beziehung zu mir aus, die es ihm dann leicht machte, sich mit mir zu identifizieren und meine Forderungen mir zuliebe zu übernehmen. Überhaupt war es in der Beziehung zu mir das erste Mal, daß er sich um die Bewunderung eines Menschen bemühte; weil ich ihn nie bewundert hatte, sondern eine ganz besondere Kunst, die „Kugis" aus dem Ärmel herauszuschütten verstand, forderte er mich auf, ihn zu bewundern, indem er mir sagte: „Schau, wie gut ich es kann." Und mir wollte er sein Wursti schenken, mir versicherte er: „Ich werde ein Wursti für dich machen."

Er verstand auch gleich in der zweiten Behandlungsstunde, daß ich nicht streng sei und versicherte sich vor allem, ob ich Aussprechen von verbotenen Worten erlaube. Als er das festgestellt hatte, zog er selbst die Folgerung daraus, die wir sonst Kindern ausdrücklich geben, daß sie uns nämlich ungestraft alles erzählen dürfen: „Dir werde ich noch mehr von der Minna erzählen." Er hatte also verstanden, daß man mir alles sagen dürfe. Wenn diese gute Beziehung zuerst über seinen Narzißmus, also über die Kunst, die er von mir übernehmen wollte, ging, so war sie doch der Grundstein einer normalen Objektbeziehung, erleichterte mir die analytische Arbeit sehr wesentlich und ermöglichte es mir in kurzer Zeit, seine übermäßig strengen Gewissensforderungen bis zu ihrer Entstehung zu verfolgen, sie aufzulösen, abzuschwächen und durch geeignetere zu ersetzen.

Kaum war ein Stück seines Trotzes in Aggressionen zurückverwandelt, die in seinem Versuch, seiner Mutter und Minna Pracker zu geben, das Spielzeug zu zertrampeln usf. zum Ausdruck kamen, gab er auch sein trotziges Verschweigen auf, redete von analen Dingen, zeigte großes Interesse dafür und holte dann in zahlreichen Klosett- und Plastilinspielen die anale Lustbefriedigung nach, die man ihm bei der Reinlichkeitsgewöhnung offenbar ganz abgeschnitten hatte. Hand in Hand mit dem Nachholen dieser Befriedigung ging natürlich eine Ermäßigung der allzu strengen Verbote wegen Beschmutzen, die Hose einkoten usf. Seine Aggressionen nahmen mit der schrittweisen Auflösung seines Trotzes zu, wir sehen, mit welcher Lust an der Gewalt er alles, was er passiv vom Kindermädchen erlitten hatte, aktiv wiederholt, wie er die Spieltiere zwischen seine Schenkel preßt, der Kindergärtnerin die Nase abbeißen will usf.

Abgesehen von der Befriedigungsmöglichkeit, die ihm in diesen Spielen geboten ist, die er bisher nicht spielen durfte, weil ihn das Kindermädchen auch allgemein sehr unterdrückte, erledigt er viel passiv Erlittenes durch die aktive Wiederholung und wird angstfreier, weil er sieht, daß nicht auf jede Aggression die erwartete Strafe der

körperlichen Beschädigung folgt. Die Umgebung läßt ihn auch seine lang unterdrückte Wut ruhig abreagieren, deren Herkunft er im Spiel mit der Puppe, die nicht auf dem Lastauto fahren will, deutlich zeigt. Wenn also ein Anteil seines trotzigen analen Nichthergebenwollens von seinem Stuhl in der Behandlung schrittweise in Aggression und Wut zurückverwandelt wird und dabei die Schuldgefühle durch Herabsetzung der Forderung und Ausbleiben der Strafen vermindert werden, so gibt mir das Wiederauftauchen all seiner Ängste vor dem Abschneiden des Lulus, vor dem Abschneiden des Bauchs, in der Behandlung Gelegenheit, ihm Herkunft und Ursache dieser Drohungen zu deuten und ihm ihre Unwirklichkeit durch die Reaktion der Umgebung auf seine Aggressionen zu beweisen. Aber auch er selbst hat Grund, weniger Schuldgefühl zu haben, denn er gibt jetzt willig und ohne Trotz das her, was er seinen Erziehern schuldet, nämlich seinen Stuhl. Außerdem verschafft er sich jetzt auch reichlich Befriedigung auf anderen Libidostufen, so auf urethralem Gebiet, wenn er in seinem Urin herumrührt. Ebenso tröstet er sich für den Verzicht auf die anale Befriedigung des Stuhlbehaltens durch eine Regression aufs Orale, indem er ein Baby spielt und ein Feinschmecker wird. Er findet jetzt Zeit, seine Interessen nicht nur den analen Dingen zuzuwenden, er erwirbt die Kenntnis des Geschlechtsunterschieds und seine Angst, daß man durch Wegnehmen des Glieds ein weibliches Genitale bekommt, findet im Zusammenhang mit den anderen Ängsten vor Beschädigung, Abbeißen usf. ihre Erklärung und Auflösung.

Während der ersten kurzen Unterbrechung der Behandlung ist es interessant zu sehen, wie Georg in der Einhaltung der Reinlichkeitsforderung noch an die Identifizierung mit mir auf dem Wege über das kunstvolle und schwierige Herausschütten der Holzperlen gebunden ist. Denn zweimal entschließt er sich sofort, Stuhl abzusetzen, wie er glaubt, es sei besonders schwierig, kleine Körner durch ein Sieb zu bringen und auf Orangenkerne zu defäzieren. Wir sehen darin, daß er nach der Trennung von mir wieder den Stuhl nicht hergeben will, ein Vorbild für seine spätere, neuerliche Obstipation nach dem Weggang des zweiten Mädchens. Er versteht nicht, warum er nicht zu mir kommen darf, ist böse auf die Mutter, weil er glaubt, daß sie ihn nicht zu mir kommen läßt, behält auf der einen Seite seinen Stuhl aus Trotz und auf der anderen Seite identifiziert er mich mit seinem Kot und gibt das geliebte Objekt nicht her, indem er nicht defäzieren will.

Dieselbe Grundlage hatte Georgs Benehmen nach der Trennung von dem zweiten Mädchen, er behält seinen Stuhl aus Trotz gegen die Mutter und weil er damit das geliebte Objekt festhalten will. Sein ambivalentes Verhalten gegen mich in dieser Periode der Analyse

zeigt deutlich, daß er diesmal zwei Einstellungen auf mich überträgt. Auf der einen Seite überträgt er das Bösesein auf die Mutter, die ihm seine Grete genommen und ihn gleichzeitig noch von sich fortgegeben hat, auf mich, da er vermutet, daß diese Trennung mit mir zusammenhängt, weil man ihn gleich nachher zu mir bringt. Auf der anderen Seite bringt er mir aber neben der guten Beziehung, die noch von früher her besteht, dieselbe Zuneigung wie dem Mädchen entgegen: „Du bist sie“, sagt er ja zu mir. Den Konflikt zwischen diesen beiden Einstellungen zeigt sein Ausspruch besonders klar und deutlich: „Ich hab die Tante Ditha lieb und hab sie nicht lieb; ich will und will auch nicht.“ Aber die von früher bestehende positive Beziehung, in der er meine Forderung übernahm, ist immer noch vorhanden. Mit Hilfe dieser Beziehung, die ambivalenzfrei war, gelingt es mir, ihn aus diesem Konflikt durch Erklären des Böseseins auf die Mutter und des Schmerzes über den Verlust der geliebten Person, aber auch durch die Aufklärung der dabei stattgefundenen Mißverständnisse herauszuführen und ihn den Trennungsschmerz in der Behandlung abreagieren und verarbeiten zu lassen. Georg hat also den Konflikt, den die Trennung vom Mädchen Grete auslöste und der sein Symptom wieder aufleben ließ, in der Analyse wiederholt, und ihn durch meine Erklärungen und meine Deutungen einer befriedigenden Lösung zugeführt, die sein Symptom dauernd zum Schwinden bringt. Auch das freie Ausleben seiner Aggressionen in und außerhalb seiner Behandlung hatte für Georgs Entwicklung keine schädlichen Folgen, denn nachdem er sich überzeugt hatte, daß man ihn ohne die Strafen und Drohungen, die er früher immer erhalten hatte, gewähren ließ, schränkte er seine Aggressionen ohne äußeren Druck von selbst auf das normale Ausmaß eines freien, ungehemmten Jungen ein.

Wenn ich auch in der Behandlung immer bemüht war, Georgs großen Narzißmus und die übermäßige Bewertung seiner Exkrete zu ermäßigen, wenn ich auch selbst eine ganz andere Stellung gegen ihn einnahm, als er bisher gewöhnt war, und seine Umgebung möglichst zur Einschränkung ihrer Bewunderung und Verwöhnung zu veranlassen trachtete, und ihm selbst den Weg zu einer anderen narzißtischen Befriedigung, der der gelungenen Reinlichkeitserziehung bot, so ließ sich im Rahmen dieser Behandlung nicht feststellen, ob dies vollständig gelungen ist. Georg hatte wohl zu mir eine andere und bessere Objektbeziehung, als er sie früher gehabt hatte und sein späteres Verhalten zu seiner Mutter und seiner Umgebung ließ deutlich eine Zunahme seiner Objektlibido erkennen. Daß aber Georgs starker Narzißmus, der doch immer wieder durch die Bewunderung der fremden Leute, die diesem besonders reizvollen und intelligenten

Kind nicht anders gegenübertreten konnten, gestützt wurde, für seine spätere Entwicklung eine Gefahr bedeutet, darf nicht übersehen werden.

Aus der Übersichtlichkeit des Materials und aus den Einblicken in die Struktur nicht minder, wie aus der relativ organischen Gliederung der in der Analyse zutage geförderten verschiedenen Triebeinstellungen, glaube ich die Berechtigung zur Aussage ziehen zu können, daß Georgs Analyse trotz der entscheidenden Wendung, die der erste aktive Eingriff dem Verlaufe gab, eine richtige Kinderanalyse gewesen ist. Was die weitere Prognose anlangt, so meine ich, daß eine solche deshalb vorsichtig gestellt werden muß, weil die Analyse doch inmitten der analen Phase ihre Beendigung erfahren hat. Wir können nicht voraussehen, welche Einwirkung die Erlebnisse auf dieser Stufe auf die Gestaltung des Kastrationskomplexes auf der Höhe der genitalen Stufe nehmen und welche äußeren Erlebnisse für die Überwindung dieser schwierigsten Phase günstig oder ungünstig wirksam sein werden.

Bericht aus London

Im Herbst 1933 hielt am „Institute of Psycho-Analysis“ Miß M. N. Searl einen Vortragskurs für Ausbildungskandidaten und praktizierende Analytiker über „Die Psychoanalyse des Kindes“ (Einige Einblicke, die die Analyse des Kindes in seine Psychologie gewährt). I. Vergleich zwischen den höheren und primitiveren Seelenregungen des Kindes. II. Zufriedenheit und Einheit als Grundlagen einer genetischen Psychologie. III. Unzufriedenheit und Ungeduld als zersetzende Kräfte. IV. Das Gefühlsleben und das Streben nach einem seelischen Gleichgewicht. V. und VI. Krankengeschichten. VII. und VIII. Das Sexualleben des Kindes.

Im „The Royal Medical Psychological Association, Psychopathological and Psychotherapeutic Discussionscircle (London, Group) hielt Dr. Melitta Schmideberg im November 1933 vor einem Kreise von Psychotherapeuten einen Vortrag „Aus der Spielanalyse eines dreijährigen Kindes“ vor etwa fünfundzwanzig Personen. Die Diskussion zeigte von Verständnis und Sachkenntnis. In der gleichen Vereinigung sprachen über die „Psychoanalyse von Kinderzeichnungen“ Dr. Melitta Schmideberg, Dr. Philippa Middlemore, Miß Helen Sheehan Dare und Dr. Clifford Scott.

Im Frühjahr 1933 hat das „London Institute of Psycho-Analysis“ einen öffentlichen Vortragskurs, betitelt „Unconscious Wishes in Daily Life“ veranstaltet. Dies war der erste öffentliche Vortragskurs seit etwa zehn Jahren. Er fand in Caxton Hall, Westminster, vor mehr als 65 Zuhörern statt und bestand aus folgenden Vorträgen: Dr. Edward Glover: Einleitung. Dr. Susan Isaacs: Kindliche Phantasien und Kindheitskonflikte. Dr. Susan Isaacs: Kindliche Phantasien und primitive Kulturen. Dr. Adrian Stephen: Kindliche Phantasien und der Charakter des Erwachsenen. Dr. Adrian Stephen: Kindliche Phantasien und Kultur. Miß Barbara Low: Einige moderne Utopien.

Anschließend an diese Vorträge wurde das Bedürfnis nach einer Arbeitsgemeinschaft geäußert. Die Sitzungen dieser Arbeitsgemeinschaft — bestehend aus zwanzig Personen, vorwiegend Pädagogen — fanden unter der Leitung von Miß Barbara Low im Institute of Psycho-Analysis statt. Sechs Abende in den Monaten Mai und Juni wurden dem Studium der „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ gewidmet. Ein Abend, der die sexuelle Entwicklung des Kindes zum Thema hatte, wurde von Dr. Melitta Schmideberg geleitet.

Eine zweite Arbeitsgemeinschaft, bestehend aus 21 Teilnehmern, die sich mit dem Studium der „Phasen in der Entwicklung des Individuums“ befaßte, fand im Oktober-Dezember 1933 unter Leitung von Miß Barbara Low im Institute of Psycho-Analysis statt. Anschließend an die Lektüre der „Vorlesungen“ und Arbeiten von Jones, Ferenczi und Abraham wurden die wichtigsten Phasen in der Entwicklung des Menschen zwischen Geburt und Erwachsenenalter behandelt.

Die Teilnehmer äußerten den Wunsch nach der Fortsetzung dieser Arbeitsgemeinschaft im Jahr 1934.

Das Institut zur wissenschaftlichen Behandlung Krimineller, London, hat jetzt eine klinische Abteilung zur Behandlung Asozialer und Krimineller eröffnet. Ein großer Teil des Stabes besteht aus ausgebildeten Psychoanalytikern. Dr. Edward Glover ist der erste Direktor der Klinik und zugleich Vorsitzender des Beratungsausschusses. Die Klinik hat zunächst zufolge der ihr zur Verfügung stehenden beschränkten Mittel noch keine Abteilung für Kinder. Es werden jedoch an der Klinik Jugendliche behandelt. Es ist beabsichtigt, in der nahen Zukunft auch eine Abteilung für Kinder einzurichten. In dieser Erwartung wurden schon einige Kinderanalytiker angestellt. Es besteht eine Verbindung der Klinik mit den Gerichten. Auf Wunsch eines Richters oder Wohlfahrtspflegers liefert die Klinik einen eingehenden Bericht über den begutachteten Fall und empfiehlt geeignete Maßnahmen.

Über die „Psychologie asozialer Kinder" sprach vor kurzem Dr. Edward Glover anläßlich einer öffentlichen Debatte in Gray's Inn, einem der juristischen „Training Colleges" Londons. Dr. Glover trat für eine psychologische Behandlung Krimineller vom analytischen Standpunkte ein, während ein Londoner Richter die Opposition vertrat. Die daran anschließende lebhafte Diskussion endete mit einer Abstimmung, die eine starke Mehrheit zugunsten der psychologischen Behandlung ergab.

Über die „Psychoanalyse asozialer Kinder und Jugendlicher" sprach im April 1933 im „Discussioncircle for Law and Lawbreakers" Dr. Melitta Schmideberg vor einem verständnisvollen Kreise von Ärzten und Sozialbeamten.

Aus der „Psychoanalyse eines asozialen fünfzehnjährigen Mädchens" berichtete Miß Helen Sheehan Dare im „Discussioncircle for Law and Lawbreakers" im Dezember 1932.

Im gleichen Circle sprachen Miß Helen Sheehan Dare über ‚Disziplin" und Mr. Prynce Hopkins über „Freiheit" im September 1933.

Eine „Abteilung für die Entwicklung des Kindes" wurde im Herbst 1933 an dem „Institut für Erziehung" der Universität London eröffnet. Leiterin dieser Abteilung ist Dr. Susan Isaacs. Diese Abteilung dient dem Unterricht für Vorgeschrittene und für Forschungen. Die Forschungen, die sich mit allen Problemen der kindlichen Entwicklung von der Geburt bis zum zehnten Jahre befassen, erstrecken sich auch auf solche Fragen des kindlichen Verhaltens, die für psychoanalytische Problemstellungen wichtig sind und bedienen sich psychoanalytischer Erkenntnisse. Die Vortragskurse und Seminare befassen sich auch mit dem Studium der psychoanalytischen Theorie und ihrer Bedeutung für die seelische Hygiene.

Professor J. C. Flugel hielt im Oktober-Dezember einen Vortragskurs über „Psychoanalytische Studien des Verhaltens und Cha-

rakters" am University College, der 40—50 Studenten der Psychologie die psychoanalytischen Grundbegriffe vermittelte.

Ein Vortragskurs über die „Entwicklung des Kindes unter sieben Jahren" (der sich auch psychoanalytischer Gesichtspunkte und Erkenntnisse bediente) wurde im Sommersemester 1933 am University College von Dr. Susan Isaacs vor etwa 20 Studenten und Graduierten gehalten.

Auf Aufforderung des Board of Education schrieben Prof. Cyril Burt und Dr. Susan Isaacs eine Abhandlung über die „Entwicklung des Gefühlslebens der Kinder unter sieben Jahren", die als Appendix III des Report of the Consultative Committee on Infant and Nursery Schools erschienen ist.

In der Liverpool Branch of the New Educational Fellowship hielt Dr. Susan Isaacs im Dezember 1932 einen Vortrag auf psychoanalytischer Grundlage über „Konflikte des frühen Kindesalters".

Im fortschrittlichen Blatt „The Twentieth Century" erschien im August 1933 ein Artikel von Dr. Susan Isaacs, betitelt „Die Erbsünde", der sich mit dem Problem des Schuldgefühls befaßt.

In der Zeitschrift „Mother and Child" Vol. IV. erschien ein Artikel von Dr. Susan Isaacs über die „Psychologie des zweijährigen Kindes".

Dr. Melitta Schmideberg.

Fig. 7



20 M. alter Ludler an einem fremden Körper, Tischlermeisterssohn
Aus „Jahrbuch für Kinderheilkunde 1879"

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VIII. Jahrgang Heft 1/2

INHALT:

Siegfried Bernfeld: Die psychoanalytische Psychologie des Kleinkindes 5
Anna Freud: Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt aus . . 17
Gertrud Behn-Eschenburg: Die Erziehung des Kleinkind-Erziehers 26
Hilde Fischer u. Lili Peller: Eingewöhnungsschwierigkeiten im Kindergarten . . 33
Editha Sterba: Aus der Analyse eines Zweijährigen 37

BERICHTE

Bericht aus London 73

Über das Kleinkind, seine Psychologie und Erziehung
erschienen in den letzten Jahrgängen der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik folgende Beiträge:

Jahrgang 1933

Alice Bálint: Über eine besondere Form der infantilen Angst
Grete Bibring-Lehner: Über die phallische Phase des Mädchens
Steff Bornstein: Eine Kinderanalyse
Mary Chadwick: Kindheitserlebnisse von Pflegerinnen kleiner Kinder
Sándor Ferenczi: Ein kleiner Hahnemann
Hilde Fischer: Sehnsucht und Selbstbefriedigung
Josef K. Friedjung: Angst in der Kindheit und als Problem des Kinderarztes
Margaret E. Fries: Beispiele der Spieltechnik in der Analyse des Kleinkindes
Else Fuchs: Neid und Freßgier
Herta Fuchs: Probleme der heilpädagogischen Kindergartengruppen
L. E. Peller: Montessori-Pädagogik und Psychoanalyse
Karoline Pensimus: Folgen der Entrechtung
Anni Pörtl: Verspätete Reinlichkeitsgewöhnung
Margarethe Schmaus: Bravheit und neurotische Hemmung
Richard Sterba: Über den Ödipuskomplex beim Mädchen

Jahrgang 1932

Alice Bálint: Die Psychoanalyse des Kinderzimmers
Dorothy Burlingham: Ein Kind beim Spiel
Edith Buxbaum: Analytische Bemerkungen zur Montessori-Methode
Anna Freud: Psychoanalyse des Kindes
Herta Fuchs: Psychoanalytische Heilpädagogik im Kindergarten
M. N. Searl: Spiel, Realität, Aggression
Melitta Schmideberg: Aus Kinderanalysen
Dora Strauß-Weigert: Kinderspiel und Fetischismus
Robert Wälder: Die psychoanalytische Theorie des Spiels
Hans Zulliger: Magie im Kinderspiel

Jahrgang 1931

Herta Fuchs: Das Bilderbuch im Kindergarten
Dr. Heinrich Meng: Psychoanalyse und Sexualerziehung
M. N. Searl: Über die Geduld kleiner Kinder
u. v. a. m.

Jahrgang 1930

Nelly Wolfheim: Psychoanalyse und Kindergarten (Diese Arbeit ist auch als Sonderdruck in Buchform erschienen).

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Hoffer, Wien I, Dorotheerg. 7. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I. Börsegasse 11. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Wilhelm Hoffer, Wien I, Dorotheerg. 7. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt. Wien I, In der Börse.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VIII. Jg. (1934), Heft 1/2 (Jan.–Febr.)

VIII. Jahrg. Januar—Februar 1934 Nr. 1/2

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Das Kleinkind

Siegfried Bernfeld . . . . . Die psychoanalytische Psychologie des Kleinkindes

Anna Freud . . . . Die Erziehung des Kleinkindes vom psychoanalytischen Standpunkt aus

Gertrud Behn-Eschenburg . Die Erziehung des Kleinkind-Erziehers

Hilde Fischer u. Lili Peller . Eingewöhnungsschwierigkeiten im Kindergarten

Editha Sterba . . . . Aus der Analyse eines Zweijährigen

Berichte

Preis dieses Heftes Mark 2·—